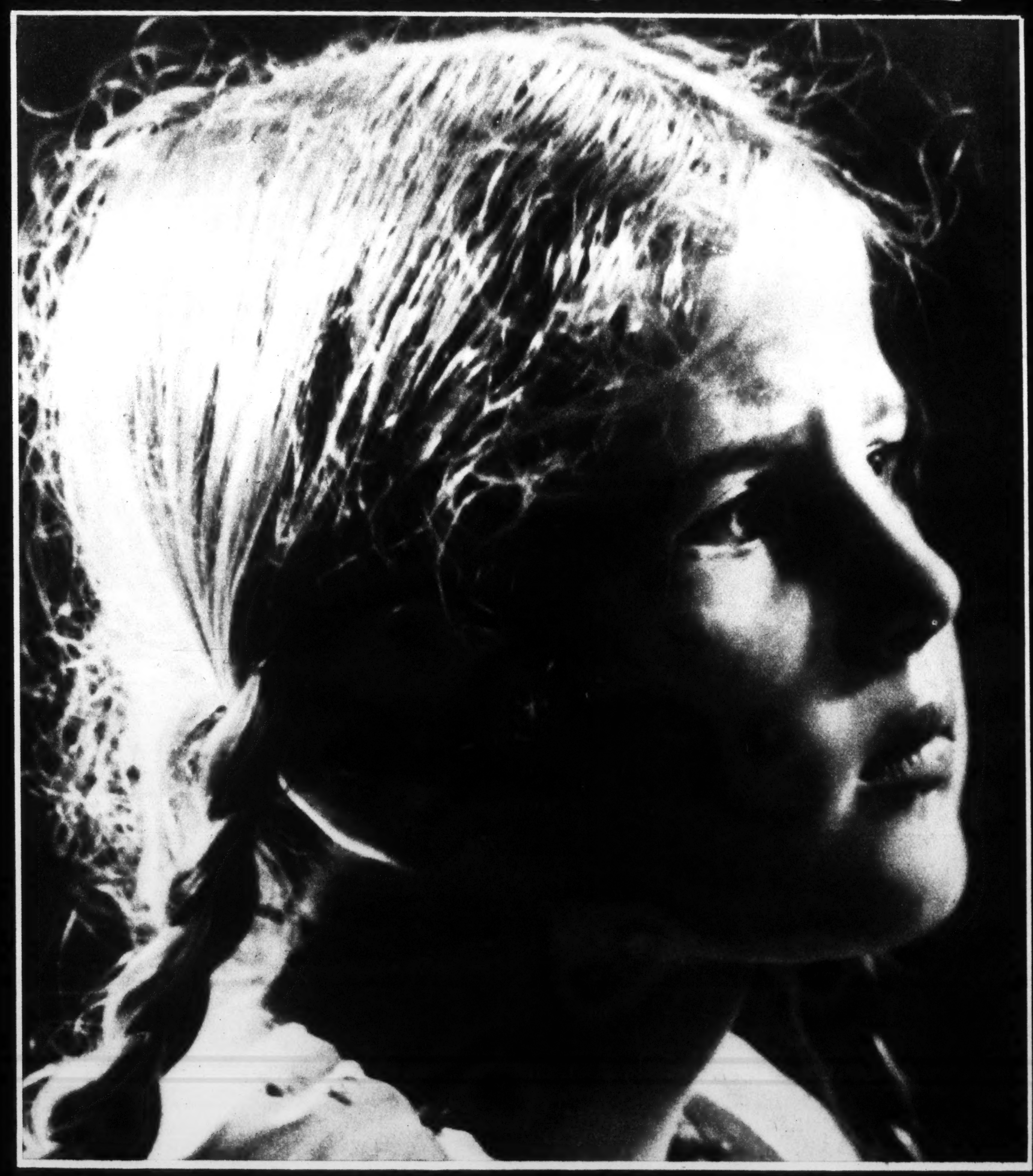
Reichs-Elternwarte



Aufnahme Karin v. Liliencron

Preis 20 Rpfg.

Erscheint in Berlin monatlich

Heft 5 1935
Oktober · Gilbhardt

Inhalts-Übersicht

Amtliches

Staatsjugendtag

Um eine bessere Durchführung des Staatsjugendtages und eine geregelte Unterrichtsführung zu gewährleisten, ordne ich an, daß nach den Herbstferien in den Volksschulen (Grund- und höheren Schulen) am Staatsjugendtage **kein lehrplanmäßiger Unterricht** mehr erteilt werden darf. Der Staatsjugendtag soll in Zukunft **ausschließlich der nationalpolitischen Erziehung** dienen.

Eine Uebertragung der dadurch ausfallenden Unterrichtsstunden auf die übrigen Wochentage ist für die mittleren und höheren Schulen auf die Dauer nicht tragbar, vielmehr **muß** der bisherige Wochenstundenplan auf sechs Tage verteilt bleiben. Daher muß ein weiterer, sechster Unterrichtstag als Ersatz für den Staatsjugendtag angefügt werden. Das hat zur Folge, daß die sechstägige Schulwoche fortan ständig um je einen Tag weitergleitet.

Dieser „**gleitende Sechstageplan**" wird sowohl den Unterricht zu seinem Recht kommen lassen als auch einer Ueberlastung der Schüler vorbeugen. Er ist mit Beginn des Unterrichts nach den Herbstferien an allen mittleren und höheren Schulen durchzuführen.

gez. **Rust.**

Die Notwendigkeit der Hilfsschule

Die Bestrebungen des nationalsozialistischen Staates in bezug auf die Erbgesundheit machen die seit langem bestehende Einrichtung der Hilfsschule und ihre Mitarbeit zur Errichtung dieses Zieles unbedingt notwendig. Das Verbleiben eines hilfsschulbedürftigen Kindes in der Volksschule soll nach einer Verfügung, die der Regierungspräsident von Düsseldorf erläßt und die der Reichserziehungsminister allen Bezirksregierungen zur Nachahmung mitteilt, unbedingt vermieden werden. Die Bestimmungen des Erbgesundheitsgesetzes lassen hier eindeutige Pflichten erkennen. Im besonderen tragen die Erzieher der jetzigen Generation für die Entwicklung der Volksgesundheit eine hohe Verantwortung, auf die in diesem Zusammenhang hingewiesen wird. Die Nichtüberweisung eines hilfsschulbedürftigen Kindes an die Hilfsschule wird als Pflichtvernachlässigung bezeichnet.

5. Internationaler Kongreß für Freiluftschulen vom 18.–23. Juli 1936 in Bielefeld und Hannover

Im Zusammenhang mit dem „Olympia" 1936 findet in Deutschland auch eine große Tagung der Mitarbeiter an der Freiluftschulbewegung aller Länder statt. Im Kampf gegen eine veraltete Schule, welche die Gesundheit der Kinder gefährdete, hat diese Bewegung seit langen Jahren unaufhaltsame Fortschritte gemacht. Standen auf dem 1. Internationalen Kongreß in Paris (1922) noch fast ausschließlich hygienische Fragen auf der Tagesordnung, so zeigte schon der 2. Kongreß in Brüssel (1931) die dringende Notwendigkeit der Zusammenarbeit von Medizinern und Pädagogen. Längst ist man davon überzeugt, daß es nicht genügt, das Kind in gesunde Lebensbedingungen zu versetzen, um es gesund zu machen und gesund zu erhalten. Vielmehr gehört dazu eine bestimmte pädagogische Erfassung des Kindes, um in ihm selbst den Willen zur Gesundheit und Leistungsfähigkeit wachzurufen.

In Deutschland insbesondere haben sich heute die Formen gesundheitlicher Erziehung aus der Vereinzelung pädagogischer Reformen gelöst und sind zu einer Angelegenheit geworden, welche die ganze Breite der Volkserziehung umfaßt. So gehören in das Arbeitsgebiet des kommenden 3. Kongresses in Bielefeld und Hannover (1936) neben den eigentlichen Wald- und Freiluftschulen für schwächliche Kinder auch die Landerziehungsheime, Schullandheime und Gartenschulen, das Landjahr, die Jugendherbergen und nationalpolitischen Lehrgänge, der Geländesport und Arbeitsdienst. Alle diese neuen Schul- und Erziehungsformen sprengen fast den ursprünglichen Begriff der „Freiluftschulerziehung", sind aber doch im Grunde nichts anderes als die Fortführung, Durcharbeitung und Weiterentwicklung der Grundforderung, welche in allen Ländern die gleiche ist: **das eigene Volk zur Gesundheit und größtmöglichen Leistungsfähigkeit zu führen.**

So wird der internationale Kongreß für Deutschland von doppelter Bedeutung sein: im Rahmen der Gesamtschau einer großen Ausstellung und in einem allgemeinen Erfahrungsaustausch soll sich unser nationales Ziel für uns klar gestalten und daraus die Praxis neuen Antrieb gewinnen. Daher haben sich auch die zuständigen Reichsministerien der Förderung des Kongresses angenommen und den „Deutschen Akademischen Austauschdienst" mit der Durchführung im Einvernehmen mit dem „Internationalen Komitee für Freiluftschulen" beauftragt. Das General-Sekretariat des Kongresses wird von Direktor K. Triebold, Bielefeld, Freiligrathstr. 7 verwaltet. Dieser ist zu allen Auskünften bereit

Förderung der ländlichen Fortbildungsschule

Die Wirtschaftskrise der letzten Jahre brachte es mit sich, daß auch die Gemeinden und hier vor allem die wirtschaftlich schwachen ländlichen Gemeinden die für die Fortbildung der schulentlassenen Jugend geschaffenen Fortbildungsschulen verminderten und zum Teil völlig eingehen ließen. Solche Maßnahmen mochten durch die Not der Zeit gezwungen sein, sie lagen jedoch nicht im Interesse der Volksbildung. Um so erfreulicher ist es, daß in jüngerer Zeit ländliche Fortbildungsschulen in zunehmendem Umfange wieder neu errichtet wurden. Der Reichserziehungsminister gibt allgemein eine Verfügung des Regierungspräsidenten von Wiesbaden bekannt, der sich mit großem Nachdruck für die Förderung des ländlichen Fortbildungsschulwesens für Knaben und Mädchen einsetzt. Gerade das Verständnis für die Bauernschaft und deren kulturelle Hebung muß die Wichtigkeit dieses Erziehungszweiges erkennen lassen. Voraussetzung aller notwendigen Maßnahmen, die vor allem auf die Wiederbelebung ruhender Schulen und auf die Errichtung neuer abzuzielen haben, ist ein enges Zusammenarbeiten mit der Bauernschaft. Schon mit geringen Mitteln ließe sich, so sagt die Verfügung, die Errichtung einer Schule ermöglichen, wenn mehrere Gemeinden gemeinsam die Unterhaltung bestreiten. Wirtschaftliche Bedenken sollten kein Hindernis sein, diese wichtige Aufgabe der Jugenderziehung überall im Lande in Angriff zu nehmen.

Heft 5 1935

Reichs-Elternwarte

Oktober
Gilbhardt

Das Organ der Schulgemeinden

Begründet im Auftrage von Hans Schemm †
Herausgegeben in Verbindung mit dem N. S.-Lehrer-Bund durch Heinrich Siekmeier



Aufnahme Agfa-Archiv

Wer ist stärker?

Anton Burger:

„Mein Vater hat gesagt ...“

„Wer hat seinen Lernmittelbeitrag noch nicht bezahlt?“ — Ein abwartender Blick des Lehrers huscht über die Reihen seiner Jungen und Mädel, aus denen sich langsam hier und dort eine Gestalt löst und sich zaghaft, recht zaghaft sogar, zur vollen Höhe aufrichtet. Der Lehrer weiß, wie schwer es denen dort wird, den vielen Blicken der Mitschüler, die sich auf sie richten, standzuhalten. Er weiß auch, daß sie, diese Jungen und Mädel, hier eine peinliche Minute ertragen müssen, an der sie keine Schuld haben. Aber er muß fragen, der Beitrag ist fällig und wird von ihm gefordert. Auch die Antwort ist ihm im voraus bekannt, dieses oft trotzige: „Mein Vater hat gesagt . . .!“

Wie war denn die Sache eigentlich? Vater ist von der Arbeit gekommen. Vater ist müde und ein wenig verärgert. Wie er zur Zeitung greifen will, kommt Mutter mit ihren Sorgen, mit einer Sache, die unaufschiebbar ist und nun besprochen werden muß. Just blitzt es dem Jungen, der eben seine Mappe packt, durch den Kopf: Lernmittelbeitrag! Und Vater, gereizt, weist ihn zurück. Hier ist nichts zu machen. Vater sagt, und Vater ist maßgebend. Dagegen reden darf man nicht. Vielleicht hätte man ihm ganz gern von den netten Lehrfilmen erzählt, die gedreht werden, wenn erst genug Geld da ist, um das Gerät zu bezahlen. Doch Vater liest schon wieder. Aber morgen — der Lehrer? Und die anderen Jungen, die ihre beiden Groschen lange bezahlt haben? Und nun muß man Haltung haben. Vater, das ist ein Begriff, dem sich alles andere unterordnet. Also: Vater hat gesagt, und damit basta!

Dieses eine Beispiel, das sich alle Vierteljahr und in jeder Schule wiederholt, gibt zu denken. Ich glaube allerdings, daß jeder, ohne viel überlegen zu müssen, sieht, wo hier ein Fehler liegt. Sehen wir zunächst einmal von allem anderen ab. Das Kind muß hier, ich möchte fast sagen, mannhaft für eine Entscheidung seines Vaters einstehen, die es nicht einmal als richtig erkennt. Die Situation in der Schule löst innere Konflikte aus. Der Vater untergräbt selbst seine Autorität.

Schule und Elternhaus, bei vielen die These: Der Lehrer sagt – und die Antithese: Vater hat gesagt.

Wir können nun einmal in der Schule ohne Handwerkszeug nicht auskommen. Die Kinder sollen lesen lernen, müssen nationalpolitisch geschult werden; sie sollen deutsches Kulturgut, deutsche Dichter, deutsches Geistesschaffen kennen und lieben lernen. Wir lesen also. Wir benötigen von Zeit zu Zeit billige Lesestoffe, brauchen gute Jugendzeitschriften. Da ist es schon wieder: Vater sagt . . . Und der Lehrer wird drängen, er muß auf Beschaffung dringen, weil er seine Pflicht gegenüber allen Schülern zu erfüllen hat. Zwei Autoritäten werden gedankenlos gegeneinander gestellt, die doch beide an einem Ziel arbeiten. Es wird eine Verstimmung erzeugt, die keine gedeihliche Arbeit aufkommen läßt.

Eine Schule ist in der glücklichen Lage, mit besonderem Nachdruck den Zeichen- und Kunstunterricht betreiben zu können, dessen Teilgebiete Plakatkunst und ornamentale Schrift eingehend berücksichtigt werden. Das Material hierfür kann die Schule bei allem guten Willen nicht immer restlos beschaffen. Es entbrennt ein erbitterter Kleinkrieg zwischen dem Zeichenlehrer und der Elternschaft. Den Schlachtruf hüben und drüben vermittelt das Kind, und den Erfolg bildet eine allseitige Verstimmung. Wenn die Eltern vielleicht im Rahmen des Schulgemeindeabends anhand einer Ausstellung von Schülerarbeiten sehen, was ihren Kindern vermittelt wird, werden sie eher geneigt sein, die auf der Seite des Lehrers mit soviel Begeisterung durchgeführte Tätigkeit durch kleine Opfer zu unterstützen, anstatt sie lahmzulegen.

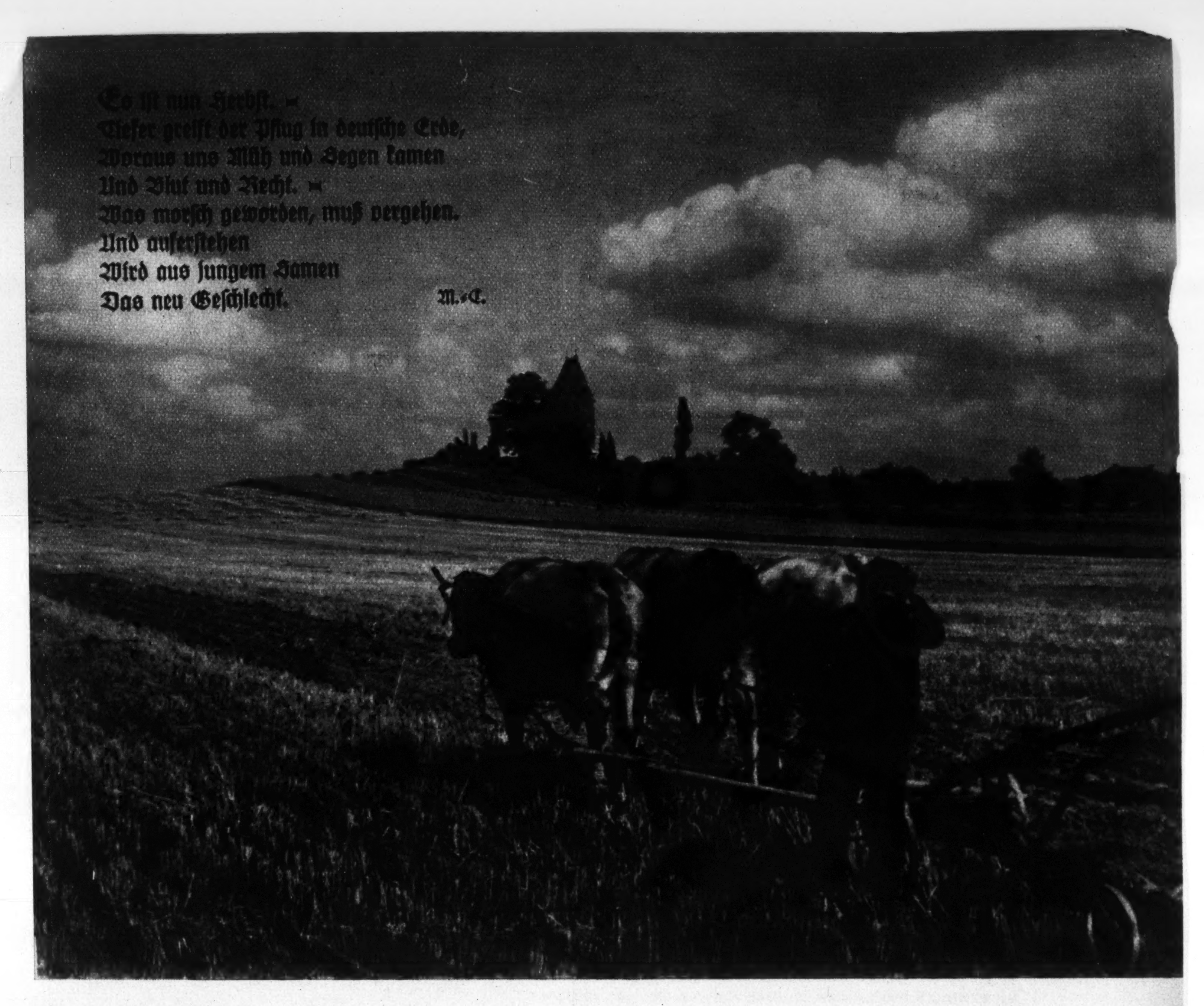
Daß das immer wiederkehrende „Vater sagt“ nicht selten zu einer mißverstandenen Auslegung elterlicher Absichten führt, mag das nachstehende Beispiel zeigen:

Heinz, der Sohn eines Großschlächtermeisters, eines wohlhabenden Mannes, verfügt über einen Tuschkasten, dessen Farbtöne einfach nicht zu unterscheiden sind. Das Ganze ist eine traurige Angelegenheit in Schwarzbraun, und jeder Säuberungsversuch zeitigt eine neue, bisher unerforschte Farbenzusammenstellung. In jeder Zeichenstunde wiederholt sich das gleiche Frage- und Antwortspiel, mit dem im voraus bekannten: „Vater hat gesagt, ich kriege keinen neuen Tuschkasten“. — Und was ergibt die persönliche Rücksprache? Vater wollte den Schmierfinken lediglich zur Sauberkeit erziehen, vergaß allerdings, daß in diesem Falle die Schularbeit erheblich gestört wurde.

Wir stellen fest, daß es bei dem bisher Geschilderten um Dinge geht, die irgendwie den Geldbeutel der Eltern belasten, wenn es auch Pfennige sind, die nun einmal da sein sollten, sobald es sich um Förderung der eigenen Kinder handelt. Diese unbeteiligte, gedankenlose Einstellung zur Schule ist beklagenswert. Was aber meinen wir nun zu dem Vater, dessen Anteilnahme an der Schule so rege ist, daß er überall Fehler findet, die der Lehrer gemacht hat? Hier sind Rechenaufgaben zu lösen. Bekanntlich führen viele, oft jedenfalls mehrere Wege zur Lösung. Vater hat vor Jahren, als er selbst noch ein Lernbeflissener war, ein anderes Lösungsverfahren anwenden müssen. Ergebnis: Wir haben es so gemacht, also ist alles andere nichts wert. „Mein Vater hat gesagt . . .!“

Der Lehrer gibt im Deutschen irgend eine häusliche Arbeit auf, deren Sinn eben nur aus dem Zusammenhang mit der Schularbeit verständlich ist. Gleich fängt der Vater an, über den „Unsinn“ zu kritteln, und was Vater sagt, ist natürlich richtig, umsomehr, als die Erledigung dieser Geschichte auch dem Herrn Sohn zufällig nicht liegt.

Der Lehrer ist nicht die Achse, um die sich alles dreht. Er will auch kein absoluter Herrscher sein, dessen Wort Evangelium, dessen Geste Offenbarung ist. Zugegeben, daß auch er irrt. Und eine Kritik, in rechter Form und ohne den Umweg über das Schulkind —



Aufnahme: Agfa-Bildarchiv

wer wollte sich ihr verschließen? Etwa, weil er um seinen Nimbus fürchtet? Der Schulmann kann ja nicht alles wissen, auch er kann sich vertun. Und wenn einer das Wort Beschaulichkeit aus seinem Tagesablauf streichen muß, so der verantwortungsbewußte Lehrer. Wenn aber eine Autorität gegen die andere ausgespielt wird, dann muß die Erziehung auf wackligen Füßen stehen. Ich will darauf verzichten, weitere Beispiele zu geben, so reizvoll es auch wäre, aus der großen Zahl von Fällen, die uns manchen pädagogischen Kopfschmerz verursachen, diesen oder jenen herauszuheben.

Ein paar Worte nur noch zu jener oft beobachteten Tatsache, daß die Eltern uns ihre Kinder bei Schulveranstaltungen entziehen. Aus Sorge! wird hier eine Mutter sagen. Warum? Hat die Schule denn schon einmal das Vertrauen der Elternschaft enttäuscht? Jeder Vater, jede Mutter weiß, daß der Lehrer und immer wieder nur er die volle Verantwortung bei allen Veranstaltungen der Schule trägt und mit seiner Stellung, ja sogar mit seiner persönlichen Freiheit für das Wohl seiner Schüler haftet. Und dann, wieviel Freude an gemeinschaftlichem Erleben, wieviel Werte werden dem Kind vorenthalten durch das eine: Du darfst nicht mit! — Mein Vater hat gesagt . . .

Mancher wird in dem Vorstehenden s e i n e n Fall nicht finden. Alle Möglichkeiten der elterlichen Einsprüche zu erschöpfen, würde den Rahmen dieser Betrachtung weit überspannen und erscheint mir auch zum Verständnis dessen, was wir erstreben, nicht notwendig. Worum geht es eigentlich?

Zwei Einflußkreise stehen sich gegenüber. Schule und Elternhaus. Ist es um der Erziehung unserer Kinder willen nicht besser, wenn sie sich ergänzen, anstatt um das Vorrecht zu ringen? Die Aufgabengebiete beider überschneiden sich, und dennoch bleibt vieles übrig, das aus der einen Hand nicht restlos in die andere gehen darf, ohne die organische Einheit der Erziehungsarbeit zu stören. Wir wünschen das Interesse der Eltern an der Schule, ebenso wie es für uns von unschätzbarem Wert ist, Kontakt mit der Elternschaft zu haben. Aber wir wünschen uns nicht die Vermittlung durch das Kind, wo eine unmittelbare Verständigung am Platze ist. Unsere Schulen stehen jedem offen, der ein Anliegen hat oder eine Aussprache will.

Darum muß ein Wort aus der neuen Schule gänzlich verschwinden, ein Wort, daß dem Kinde so viel seelischen Schaden zufügt, ein Wort, das so viel Bitternis für viele im Gefolge hat: „Mein Vater hat gesagt . . ."

Schulzeugnisse — Lehrernot!

Von Hans Scheffler.

Keinem der Väter, die man einmal spricht, würde es einfallen, den Schulmann um seinen Beruf, den er täglich vor einem halben Hundert hoffnungsvoller Rangen ausübt, zu beneiden. Jeder erinnert sich eigener Erziehungsschwierigkeiten mit einem oder zweien. Und da wird es natürlich auch keine Kleinigkeit sein, die Leistungen von so vielen Einzelmenschen individuell zu bewerten. — Ich habe hier eine nette Sammlung von Zetteln aller Formate, von Dokumenten in den verschiedensten Tonarten, die, auf den Mittelton abgestimmt, durchgehend etwa besagen: „Sie haben meinem Kind auf dem Herbstzeugnis in dem und dem Fach eine 4 gegeben. Und dabei ist der Junge gerade hierin so mustergültig. Ich habe mich selbst davon überzeugt usw."

Ich will hier nicht von den Vätern reden, die persönlich anrücken und bisweilen recht massiv werden. Ich unterlasse es auch gern, die Fälle zu schildern, in denen die Mutter das Urteil aller Tanten zitiert, um den Lehrer von seiner Unzulänglichkeit oder sogar Ungerechtigkeit zu überzeugen. Wir sind nicht böse über all das Gebahren. Wir verstehen die Beweggründe dieser Eltern, die ja in ihren Kindern ihr Bestes wiederfinden wollen, aber ist es nicht billig zu verlangen, daß sie auch den Lehrer verstehen und — vertrauen?

Ich erinnere mich eines meiner Lehrer, der die nette Gepflogenheit hatte, jedem, den er in der Freizeit bei irgend einer Dummheit erwischt hatte, während einer Stunde bis zu einem halben Dutzend Fünfen in das berüchtigte Notizbuch einzutragen, wobei er es meisterhaft verstand, den armen Delinquenten immer wieder zum Stolpern zu bringen. Oder was meinen Sie zu dem freundlichen Herrn, der mit der Skala 1—5 nicht auskam und sie bis 8 erweiterte, um seinem Zorn über die Faulen Luft zu machen?

Und das führt uns schon mitten in ein schweres Problem hinein. Das böse Notizbuch ist, glaube ich, fast überall verschwunden. Die Klassengemeinschaft ist enger geworden. Der Lehrer kennt seine Jungen und Mädel auch ohne Notizbuch.

Sehen wir uns nun einmal die Skala 1—8 an, von der ich eben in Zusammenhang mit meinem Lehrer sprach. Ich setze voraus, daß die Bezeichnungen hierfür jedem geläufig sind. Wüßte ich nicht, daß der oben geschilderte Lehrer ein Griesgram war — Kinder sind sichere Psychologen —, so könnte ich ihn mit seiner Skala 1—8 sogar sehr gut verstehen. Die Tendenz, alles heranzuziehen, um ein glattes Ungenügend zu mildern, zeugt zum Mindesten von keinem schlechten Charakter. Man hat immer wieder versucht, Zwischenzensuren einzuschalten, einmal, um einen Anreiz für leicht Verzagte zu geben, zum anderen, um absolut gerecht zu sein. Absolut gerecht! Da ist eine neue Klippe. Ist dieses Absolute denn wirklich richtig? Da ist einer, dem die Schularbeit nicht die geringsten Schwierigkeiten bereitet. Sein Arbeitsaufwand ist gleich Null. Sein Mitschüler hat es nicht so leicht. Er bringt es bei größter Anspannung nur eben zu gleichen Ergebnissen. Und nun, Lehrer, schreibe deine kalte Ziffer hin! In der schriftlichen Arbeit stehen hier fünf Dreien, dort ebenfalls.

Schon hat sich ein neuer Faktor eingeschaltet: Die persönliche Leistung. Sie ist schwer meßbar, und doch muß sie, wenn auch nicht ausschlaggebend, so doch irgendwie gewertet werden. Wie wertet der Lehrer? Es ist ganz ausgeschlossen, hier normen zu wollen. Denken Sie einmal darüber nach, wie sich Ihr Urteil über irgend jemand von dem Ihres Freundes unterscheidet! Kann man absolut werten? Es ist versucht worden, die Zeugnisnote durch sogenannte Tests zu ermitteln. Alle Schüler haben die Aufgabe, unter gleichen Bedingungen bestimmte Denk- oder Arbeitsprozesse zu vollziehen. Richtige Lösungen erhalten Punktwertung. Die Anzahl der Punkte ergibt das Urteil gut, genügend usw.

Man wird nach dem oben Gesagten erkennen, daß Tests eine Hilfe sein können. Allein maßgebend sind sie aber nicht.

Ich erinnere mich unter anderem einer sehr erregten Sitzung der Lehrerschaft, in der es um die Frage ging, welchen Maßstab man bei der Beurteilung der sogenannten Unmusikalischen zugrunde legen solle. Es kann hier nicht interessieren, wie diese Debatte im einzelnen verlief, obwohl dies den Eltern klarmachen könnte, wie die Lehrerschaft um das Problem der Zensur ringt. Ich gebe nur zu bedenken, daß der Musikunterricht, um bei diesem Beispiel wenigstens einen Augenblick zu verweilen, sich nicht darin erschöpft, daß gesungen wird. Ich werfe nur einmal die Frage auf, ob es schlechthin Unmusikalische überhaupt gibt. „Ich kann nicht singen", das ist sehr schnell gesagt. Und noch leichter ist in die Spalte „Musik" ein Strich oder eine Fünf eingesetzt, die vielleicht mehr dem Lehrenden als dem Schüler zukäme.

Ein besonderes Kapitel bilden die Schulabgangszeugnisse. Ein sorgenvolles Kapitel fürwahr! Hier setzt der schwere Kampf ein zwischen Pflicht und Menschlichkeit. Es ist keine Frage, daß dieses Zeugnis frei sein muß von jeder Schönfärberei, sei es auch noch so schwer, die ungenügende Note hinzuschreiben, die dem Schulentlassenen vielleicht seinen sehnlichsten Berufswunsch zerstört. Die Handwerkskommission prüft zudem gewissenhaft nach, und aller guter Wille zu fördern, würde nichts nutzen. Hier muß der Lehrer hart werden, wie bitter es ihm auch ankommt, einem Jungen oder Mädel nicht weiter helfen zu können.

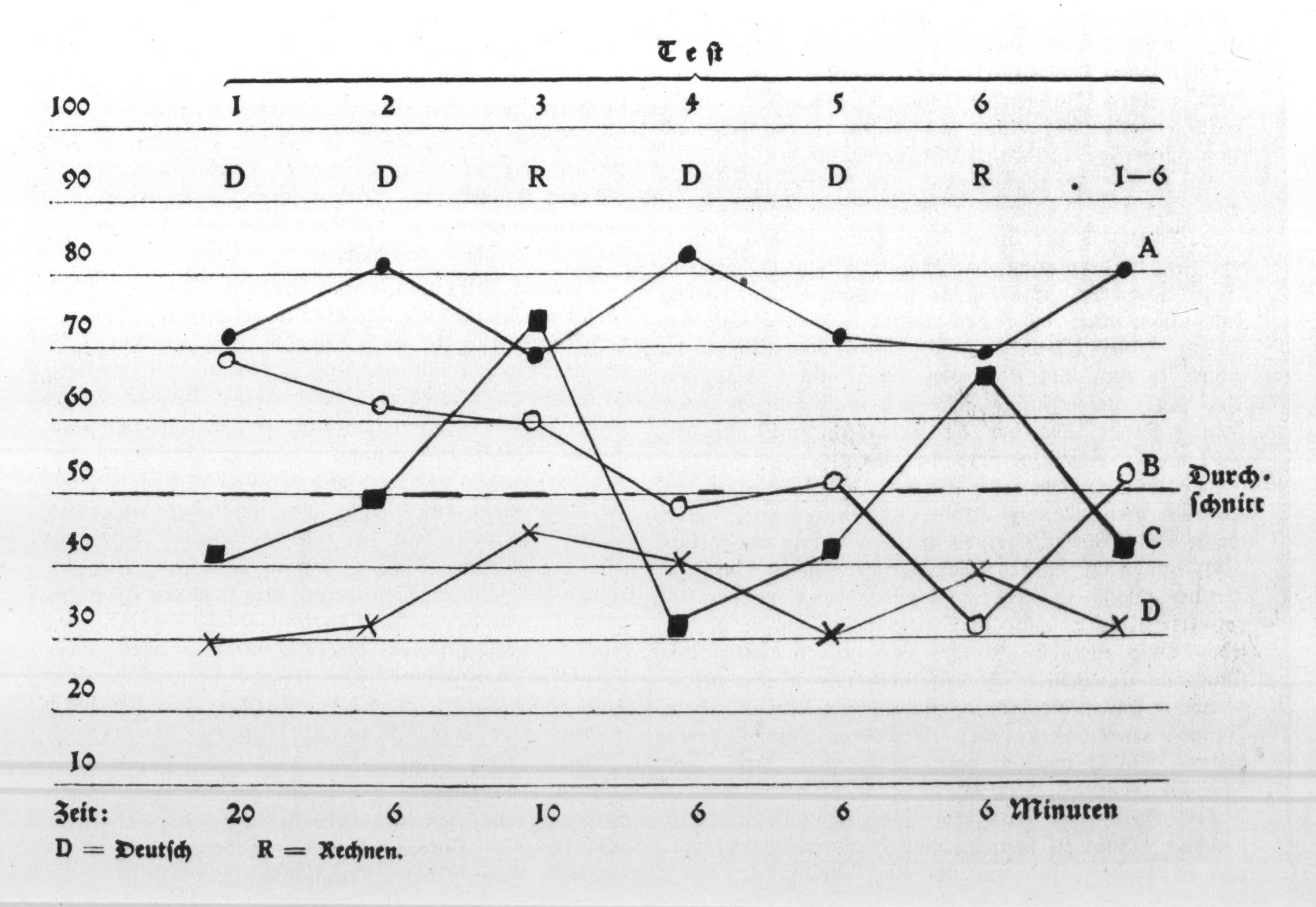
Schulzeugnisse — Lehrernot! Ahnt ihr nun, ihr Eltern, was ich damit sagen wollte? Ihr könnt ruhig sein. Der unfehlbare Schulmeister von einst gehört der Vergangenheit an, ebenso wie der laue, weiche, mit tausend Hemmungen belastete Schulmann der Systemzeit. Der Erzieher eurer Kinder ist nicht unfehlbar, aber er weiß, daß Führertum in der vollen Verantwortlichkeit wurzelt, der er sich gerade in der Bewertung eurer Kinder weder entziehen kann noch will.

Wie entsteht eine Zensur?

Die Zensurenverteilung rückt nahe, vielleicht gar der Versetzungstermin. An die Schule tritt die Aufgabe heran, die Leistungen der Kinder zu beurteilen, eine Aufgabe, die ihr viel Kopfzerbrechen und oft auch viel Verdruß bereitet. Wie urteile i ch gerecht? fragt sich der Lehrer. Ja, wie urteilt er gerecht?

Was heißt denn eigentlich „Zensuren geben"? Nichts anderes, als Leistungen messen und das Ergebnis der Messung nennen! Die Leistung eines Bandwebers kann ich mit dem Zentimetermaß messen, die eines Kartoffelbuddlers mit der Waage, und für jede handwerkliche Tätigkeit gibt es irgendwie ein geeichtes Maß. Wie steht es aber um das Messen der Leistung eines Schülers, also um das Messen „einer geistigen Leistung? Wann ist diese denn „gut", oder „genügend" oder „mangelhaft" oder „sehr gut"? Ist diese Beurteilung ganz dem Gefühl oder gar der Laune des Lehrers überlassen? In den meisten Fällen wird dieser auf Grund seiner Erfahrung ohne weiteres sichere und einwandfreie Urteile abgeben können. Von Zeit zu Zeit aber, bei besonderen Anlässen, wenn eine Versetzung in Frage steht oder der Uebergang auf eine höhere Schule, wobei das „Gesamtbild" des Schülers beurteilt werden soll, greift er zu besonderen Leistungsprüfungen, „Tests" genannt. Da werden dem Kinde Aufgaben gestellt, die weniger an sein etwa angelerntes Wissen, als an sein Denken, an seine „Pfiffigkeit" Anforderungen stellen. Aus der Art, wie es mit diesen auf Bogen vorgedruckten und sorgsam ausgedachten und durchprobierten Aufgaben in den ihm zur Verfügung gestellten Minuten fertig wird, wird seine „Intelligenzhöhe" und d. i. sein geistiges Können (seine Pfiffigkeit) nach Prozentzahlen errechnet.

Auf unserm Bild sind die Leistungen von vier Schülern — A, B, C, D — als Kurve oder Profil dargestellt. Sechs Tests — 1—6 — waren zu bearbeiten. Schüler A erreichte bei Test 1 eine Prozentzahl von etwa 72, bei Test 2 von etwa 78, bei Test 3 von etwa 65, bei Test 4 von etwa 85, bei Test 5 von etwa 72 und bei Test 6 von etwa 65. Was sieht der Lehrer aus diesem Bild? Er sieht: Die Leistungshöhe des Schülers A liegt über dem Durchschnitt, der bei 50 liegt. Er sieht, da die Tests 3 und 6 in erster Linie rechnerisches Denken verlangen (die andern sind Deutsch-Tests!), daß des Schülers Fähigkeit im Rechnen zwar noch mehr als genügend ist, daß seine „Stärke" aber auf dem Gebiete des Deutschen liegt. Umgekehrt ist es mit dem Schüler D: ein guter Rechner, aber ein „Schwachmatikus" in den andern Fächern. Die Testlinie des Schülers C hat eine fallende Tendenz. Sie verrät dem Lehrer, daß dieser Schüler bei durchschnittlicher Intelligenz schnell ermüdet, oder daß seine Konzentrationsfähigkeit (Aufmerksamkeit) rasch nachläßt. Ganz bös sieht es um den Schüler B aus, seine Leistungen liegen hoffnungslos unter dem Durchschnitt. Sch.



Was die Schulzeugnisse einer Mutter erzählen

Von Meta Brix

Vor mir liegen die Mappen mit den Zeugnissen meiner Kinder. Mein Großer hatte heute um ein paar Familienpapiere geschrieben, die er notwendig braucht, und beim Suchen nach diesen Dokumenten kamen mir die Zeugnismappen in die Hand.

Und wie ich so sitze und darin blättere, formt sich aus diesen Schwarz-auf-Weiß-Bescheinigungen über Betragen und Fleiß und Leistungen ganz deutlich der Weg der Entwicklung, den die jungen Menschen gegangen sind, den sie — ihrer ganzen Veranlagung gemäß — gehen mußten. Und ich erkenne, wie viel doch die Schulzeugnisse der Kinder einer Mutter erzählen können. Ich erkenne das vielleicht jetzt rückblickend noch deutlicher als damals zu der Zeit, wo am Zensurentag nicht nur in den Kinderherzen die frohe oder bange Unruhe der Erwartung war, sondern auch in dem meinen.

Ach, Junge, Hans! Deine Zeugnisse sind gar nicht hervorragend! Nein, wirklich nicht! Es hat manchmal mit dem Vater darum Auseinandersetzungen gegeben. Nicht nur solche, von denen du weißt — — „Potzblitz, Junge, nimm dich doch mehr zusammen! Da — Mathematik, Physik — das sind ja ganz miserable Noten!" Nein, lieber Junge, da gab es am Abend noch Gespräche zwischen Vater und Mutter, von denen du nichts wußtest. Ich kannte doch meinen Jungen. Wußte, Schularbeit wurde eilig gemacht, dann aber — Bücher in die Ecke und zum Professor in den Musikunterricht.

Da ist das Abgangszeugnis. Es brachte mit Mühe und Not die Primareife. Das waren noch bedenkliche Tage, als der Sohn durchaus nicht das Abitur machen, sondern von der Schule gehen wollte und Musik studieren. Ein bißchen aufregende Tage waren das schon, weil man doch wußte, es geht um die Zukunft eines Menschen. Ihr alten Zeugnisse — da raunt es nun aus euch von diesen alten Kämpfen. Und jetzt, mein Junge, jetzt hat man dich in jener fernen Stadt, aus der du heute schreibst, auf den Posten des Kapellmeisters berufen. — —

Für mich werden noch oft jene Zeiten lebendig, da ich euch noch alle als Kinder um mich hatte. Und wenn der Große mit seinen Gedanken ganz wo anders war, nur nicht in der Wirklichkeit, saß der jüngere Bruder wohl in seiner Spielecke und machte — kaputt! Was er auch an Spielzeug bekam, er mußte jedes Ding gründlich untersuchen und in seine Bestandteile zerlegen. Ich weiß noch wie heute, welche geradezu stürmische Freude es auslöste, als wir dem Jungen einmal eine alte Weckeruhr zum Spielen gaben. Zuerst war er ganz fassungslos, dann aber kam die Frage: „Darf ich sie auch kaputt machen?"

Ein Spiel nur, aus dem aber schon bald Ernst wurde. Wenn in meinem Haushalt etwas versagte, und es handelte sich nur um eine Kleinigkeit, dann brauchte ich das nur meinem Sohn Fritz zu sagen, er brachte die Sache schon wieder in Ordnung. Waren aber Handwerker in der Wohnung, so war er nicht von ihnen abzubringen, und mit seinen Fragen hat er manchen Meister in Verlegenheit gebracht. Ja, so war das mit dem Fritz, und so ist es schließlich kein Wunder, daß hier unter den Zeugnissen auch eines ist, unter dem der Vermerk steht: Versetzung zu Ostern zweifelhaft! Der Haken saß beim Latein, beim Französisch und Englisch, in Erdkunde und Deutsch waren die Noten auch nur gerade genügend. Schließlich haben Vater und ich auch eingesehen, daß es besser wäre, der Junge blieb noch ein Jahr in der Klasse, um das Pensum zu wiederholen.

Aber — hier ist noch die hellblaue Zeugnismappe meiner Tochter. Was für seltsame Kurven zeigen doch diese Zeugnisse! Kleines, huscheliges Ding, das du warst! Da läßt die Aufmerksamkeit zu wünschen übrig, da wieder und da auch noch der Fleiß! Und da hast du dich dreimal verspätet, so steht es unter dem Zeugnis. Richtig, ich erinnere mich jetzt, wie wir zwei uns um dieses Zuspätkommen recht ernsthaft auseinandersetzen mußten. Von Hause ging mein kleines Mädel immer rechtzeitig fort, wieso also ist es zu spät gekommen? Du aber wolltest mich durchaus davon überzeugen, daß die kleine Rotkehlchenmutter im Park, die so lieb ihre Jungen fütterte, für dich entschieden wichtiger wäre als die ganze Schule!

Wollen mal weiterblättern. Das geht verschiedene Jahre so weiter mit diesem Obenhin in allen Dingen. Und dann kommt ein richtiges „Sitzenbleiben"! Wir haben unsere Tochter damals klargemacht — oder wenigstens versucht, klarzumachen — daß dieses Sitzenbleiben nicht mit dem des Fritz zu vergleichen wäre. Beim Jungen war das ein notwendiges Wiederholen des schon einmal gehabten Lehrstoffes, weil der Junge einfach nicht so schnell auffassen konnte, weil er viel bedächtiger in allen Dingen war als die anderen Kameraden. Bei unserer Tochter aber war es nichts weiter als Huscheligkeit und vielleicht — auch ein bißchen Faulheit.

Aber da hatte nun unsere Luise damals eine Lehrerin, die — ich muß das ehrlich bekennen — die also mein Kind beinahe noch besser kannte als ich. Wie ich wirklich betrübt über mein Mädel war, prophezeite mir diese Lehrerin, daß meine Tochter in ein paar Jahren bestimmt ein ganz vernünftiges und strebsames Mädel sein würde. Manche Kinder bleiben länger so recht verspielt und erfassen erst später, daß sie nicht immer tun dürfen, was ihnen der Augenblick eingibt, sondern daß sie sich der Gemeinschaft der anderen einfügen müssen, daß es Pflichten gibt, die man unbedingt erfüllen muß. Die späteren Zeugnisse geben diesem Urteil der Lehrerin durchaus recht. Du hast dich rechtschaffen bemüht, mein Mädel, deine Pflichten zu erfüllen! Die Mappe hier ist ja noch nicht abgeschlossen wie die der Brüder, aber das letzte Zeugnis gibt erfreulichen Ausblick in die Zukunft.

Der Abend sinkt. Es wird schummerig um meinen Schreibtisch. Da wollte ich ein paar Dokumente heraussuchen und habe sie doch ganz vergessen, weil ich mich einspinnen ließ von dem, was Schulzeugnisse einer Mutter erzählen.

Erziehungswerte in der Rumpelkammer?

Von Dr. Eduard Gudenrath

mit 4 Aufnahmen der Staatlichen Sammlung für deutsche Volkskunde in Berlin

Da hier im Grunde von recht persönlichen Dingen die Rede sein soll, so mag verstattet sein, mit einer persönlichen Erinnerung zu beginnen. Es war in den Jahren des großen Krieges. Der Krieg verlangt Opfer; nicht nur große, auch kleine, ja in solchem Augenblick vielleicht sogar unscheinbare Opfer, aber doch Opfer. Und so wurde eines Tages in meinem Elternhaus fast alles was glänzt von den Wänden und Regalen heruntergenommen, denn es galt, alles verfügbare Kupfer und Messing für die Verteidigungszwecke des Vaterlandes zusammenzutragen. Mit Eifer gings ans Werk. Besonders die Küche wurde geplündert. Da war Urväter Hausrat. Er war zum größten Teil längst nicht mehr im Gebrauch und eigentlich nur noch als Dekorationsstück — ach, wohl auch als Erinnerungsstück — aufbewahrt. Zuallererst kam vom Küchenschrank der dickwandige Mörser aus Messing mit dem schweren Stößel herunter. Die Urgroßmutter, so ward uns berichtet, hatte darin noch Zucker gestoßen, auch Zimmt und andere Gewürze. Und dann das halbe Dutzend Messingpfannen über dem Herd, von der größten Pfanne bis zur kleinsten in Reihe ausgerichtet wie eine Kompanie Soldaten, auch diese Erbstücke, die mit ihrem stattlichen und glänzenden Aussehen den Schimmer und das Funkeln des Wohlstandes in die Küche brachten, auch sie mußten fort. Und mit ihnen die kupfernen Backformen, die in Gestalt von Fischen oder Krebsen oder als runde Gugelhupfform die Wand zierten. So kam ein ganzer Waschkorb voll zusammen; obenauf lagen die beiden Wasserkannen aus getriebenem Kupfer, von denen uns erzählt wurde, daß darin unsere Vorfahren sich das Wasser vom Stadtbrunnen in Augsburg geholt hätten, und das seien Feilenhauer gewesen. Solche Gegenstände im Hause hatten überhaupt schon so manches Mal Erinnerungen wachgerufen an sonst kaum noch genannte Namen früher Familienmitglieder. Dann wurde davon gesprochen, wer sie waren, wo sie lebten und welches Handwerk sie übten. Es gab Anlaß zu vielerlei Fragen, manches wußte die Mutter auch nur noch aus den Erzählungen, die sie wiederum von ihrer Mutter gehört hatte, und auf diese Weise spann sich der Faden der Familiengeschichte weiter. Als wir den Waschkorb mit jenen alten Gegenständen aus dem Hause trugen, da ging zugleich ein Stück lebendiger Familientradition mit dahin.

Das Schicksal war aber nicht ganz so hart. Selbst in der Notzeit des Krieges war man bedacht auf die Bewahrung solcher kleinen Dinge, deren lebendig fortwirkenden Kulturwert man erkennen mochte. Einige von den Sachen durften wir also wieder mit nach Hause nehmen. Es war nämlich der Sammelstelle ein Sachverständiger beigegeben, der darauf achtete, daß die kunstvoller gearbeiteten Stücke, die ja oft nur einen verhältnismäßig kleinen Materialertrag gegeben hätten, nicht mit in den großen



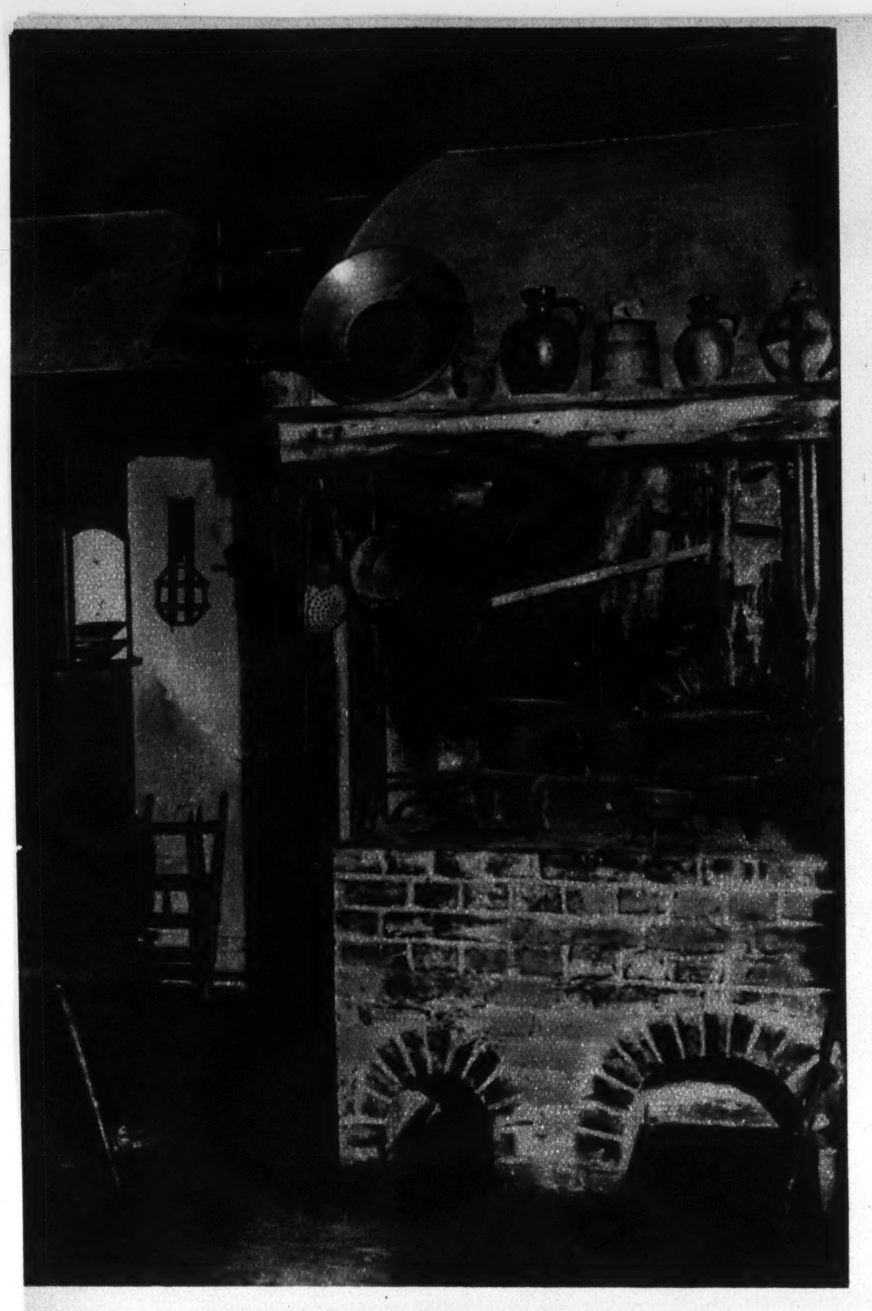
Wanduhr aus Ostfriesland

Wievielen ostfriesischen Bauern-Generationen mag diese prächtige Uhr schon die Stunde geschlagen haben?

Schmelztiegel gingen. Es brauchten deswegen noch lange keine sogenannten Museumsstücke zu sein. Denn es handelte sich ja nicht so sehr um den allgemeinen Kunstwert, sondern viel mehr noch um ganz persönliche Werte, die eben in der Tatsache des vererbten Familienbesitzes begründet sind.

Wenn schon in der harten Kriegszeit diesen Dingen so viel Gewicht beigelegt worden ist, um wieviel weniger dürfen wir sie gar sonst leicht nehmen. Diese kleine Erinnerung aus der Zeit des Krieges mag als eine Mahnung gelten, nicht achtlos als „alten Kram" beiseite zu schieben, was scheinbar seinen Wert, nämlich seinen Gebrauchswert verloren, dafür aber oft umso mehr an ideellem Wert, an Traditionswert, gewonnen hat. Man kann den Erziehungswert solcher Dinge gar nicht hoch genug einschätzen. Es kommt nur darauf an, daß im Elternhaus auch der rechte Sinn, Liebe und Verständnis dafür vorhanden ist. Was können solche Dinge nützen?

Die Antwort darauf bringen die Kinder eigentlich selbst von der Schule mit nach Hause, wenn sie von dem heimatkundlichen Unterricht erzählen oder davon, was ihnen über den Sinn der Familienkunde gesagt worden ist. Diese Gebiete haben ja in der nationalsozialistischen Schule eine viel größere und ganz neue Bedeutung erlangt. Aber hier kann die Schule nicht allein die ganze Erziehungsarbeit leisten; wie überhaupt, so noch ganz besonders auf diesen



Küche aus dem Alpenland mit „Urväter-Hausrat"

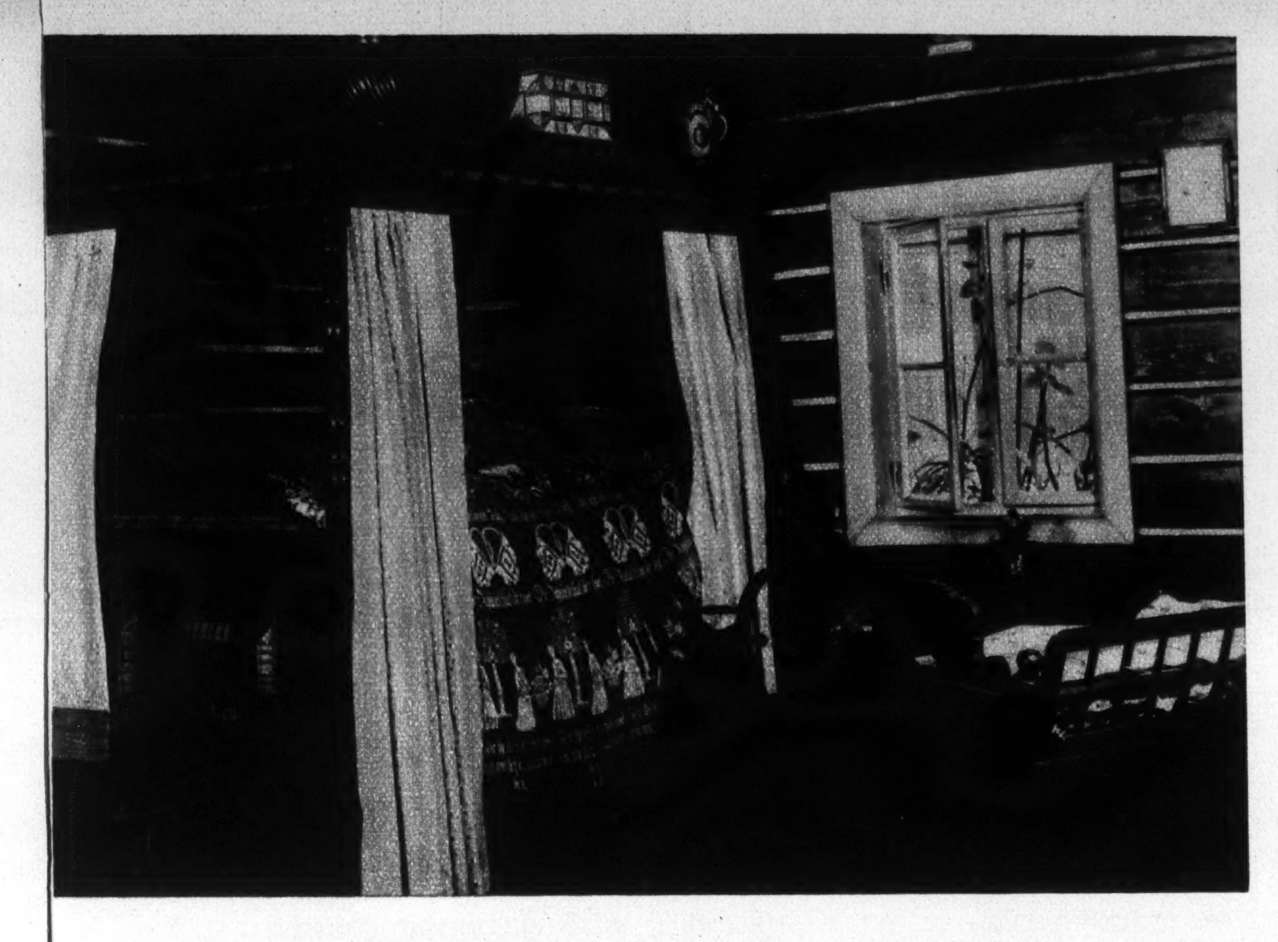
Gebieten muß die Schule auf eine sinnvolle Unterstützung ihrer Arbeit durch das Elternhaus zählen. Was in der Schule gelehrt wird, muß im Elternhaus gelebt, vor-gelebt werden. Die Erkenntnisse und Ueberzeugungen, die von der Schule aus in die Seele der Kinder gelegt werden, sie werden erst dann richtig Wurzel schlagen, wenn die geistige Atmosphäre des Elternhauses die rechte Vorbedingung für eine fruchtbringende Entfaltung schafft. Das Elternhaus ist für das Kind die Wirklichkeit, in der es den Beweis für das in der Schule Gelernte erfahren will. Wie auch, müssen wir hier fragen, soll sich im Kinde Traditionsgefühl entwickeln, wenn dieses Gefühl nicht schon im Elternhaus in ihm heranreift?

Tradition ist wirklicher Reichtum. Ein Kind, das in einer alten, gepflegten Bauernstube heranwächst, ist gewiß reicher als die Geschöpfe, die ihre frühesten Eindrücke in neumodischen, mit kaltem und falschem Prunk oft überladenen, aber in keiner Beziehung zum heimatlichen Boden mehr stehenden Wohnungen empfinden. Es gab eine Zeit, wo viel von altüberliefertem, oft durch Generationen vererbtem Familiengut in beklagenswerter Verblendung vernichtet, veräußert oder sonstwie auf die Seite gebracht wurde. Man glaubte, den „alten Plunder" rausschmeißen zu müssen, um mit neuartiger, meist billiger Massenware, oft reichlich geschmacklos dazu, sich des Fortschrittes der Zeit würdig zu zeigen. Das war hauptsächlich so in der Epoche der unbeherrschten Industrialisierung, in der auch der Sinn für das Handwerkliche vielfach verloren ging. Mit jeder alten Truhe, jedem geschnitzten Mangelbrett, jedem handgeschmiedeten Feuerhaken, der aus dem Haus genommen wurde, ist gleichsam eine Wurzel ausgerissen worden, eine der vielen Wurzeln, die uns mit dem Boden der Heimat und der Familienüberlieferung verbinden. Es ist kein Zweifel, daß auch diese Art von Entwurzelung viel dazu beigetragen hat, dem Marxismus und seiner giftigen Saat das Feld zu räumen. Der volks- und traditionsgebundene Mensch aber hat natürliche Widerstandskräfte in sich, vor denen sich die volksverführerischen und volksverhetzenden Mittel und Mittelchen als wirkungslos erweisen mußten. Die Jugend im Geist der Volks- und Traditionsgebundenheit erziehen, heißt darum nicht nur sie reich, sondern auch sie stark machen. Was in dieser großen Erziehungsaufgabe etwa vom Elternhaus versäumt wird, das kann die Schule allein nicht wieder gut machen, denn das Elternhaus muß hier das Fundament legen.

Das ist eine ganz große Aufgabe, gewiß, aber was soll dazu ein altes Herdeisen nützen? Freilich ist das nur ein bescheidenes Ding, aber wir wollen ja gerade von den wenig beachteten Dingen sprechen, weil diese gar zu leicht achtlos auf die Seite geschoben werden. Und außerdem hat auch hier der Satz: Kleine Ursachen, große Wirkungen, seine Geltung. Denn oft und gerade bei Kindern geschieht es, daß sich der Funke der Erkenntnis an den zufälligen und unscheinbarsten Dingen entzündet. Und im übrigen ist es das Wesen jeden Traditionsgefühls, daß es sich auch im Kleinsten und Geringsten bewährt. Denn nicht um äußere, sondern um innere Werte handelt es sich hier, nicht um Materielles, sondern um Ideelles.

Auf den wiedergegebenen Bildern von einer schlesischen Stube und einer alpenländischen Küche können wir bei näherem Umsehen eine Menge Dinge entdecken, die darin angesammelt sind. Angefangen bei den Möbelstücken wie Bett, Wiege, Truhe und Stuhl, entdecken wir weiterhin als Zierat verwendete Gebrauchsgegenstände, schöne Krüge, auch schmückende Stoffe und Webereien und dann besonders in der Küche eine Reihe Geräte und Geschirr, wie es für den täglichen Gebrauch zur Hand ist. Auch noch diese letzten und kleinsten Dinge zeichnen sich durch Form aus. Und in dieser Form eben ist Tradition.

Dieses Sieb, diesen Krug, diesen Tiegel hat der Handwerker so und nicht anders geformt, weil es hierzulande eben so gemacht wird. In anderen Gegenden gibt es wieder andere charakteristische Formen. So sieht man schon, wie der Handwerker mit der Heimat verbunden ist, wie seine Hände, bewußt oder unbewußt, im Geist dieser Heimat schaffen und schaffen müssen, wenn anders sie was Rechtes zustande bringen sollen. Auch dem geringsten Ding gibt dieser Geist der Heimat noch Form und Gestalt, prägt ihm gleichsam sein Wesen auf. Wir sehen an der

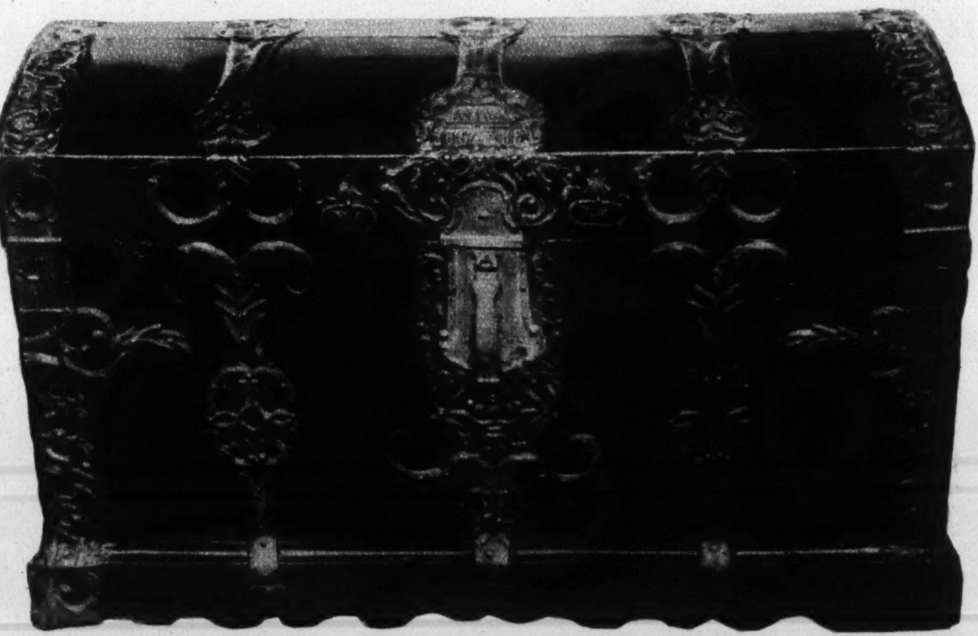


Schlesische Stube mit Alkoven und Wiege

Die feine Beiderwanddecke wird auch heute noch ein Frauenherz begeistern

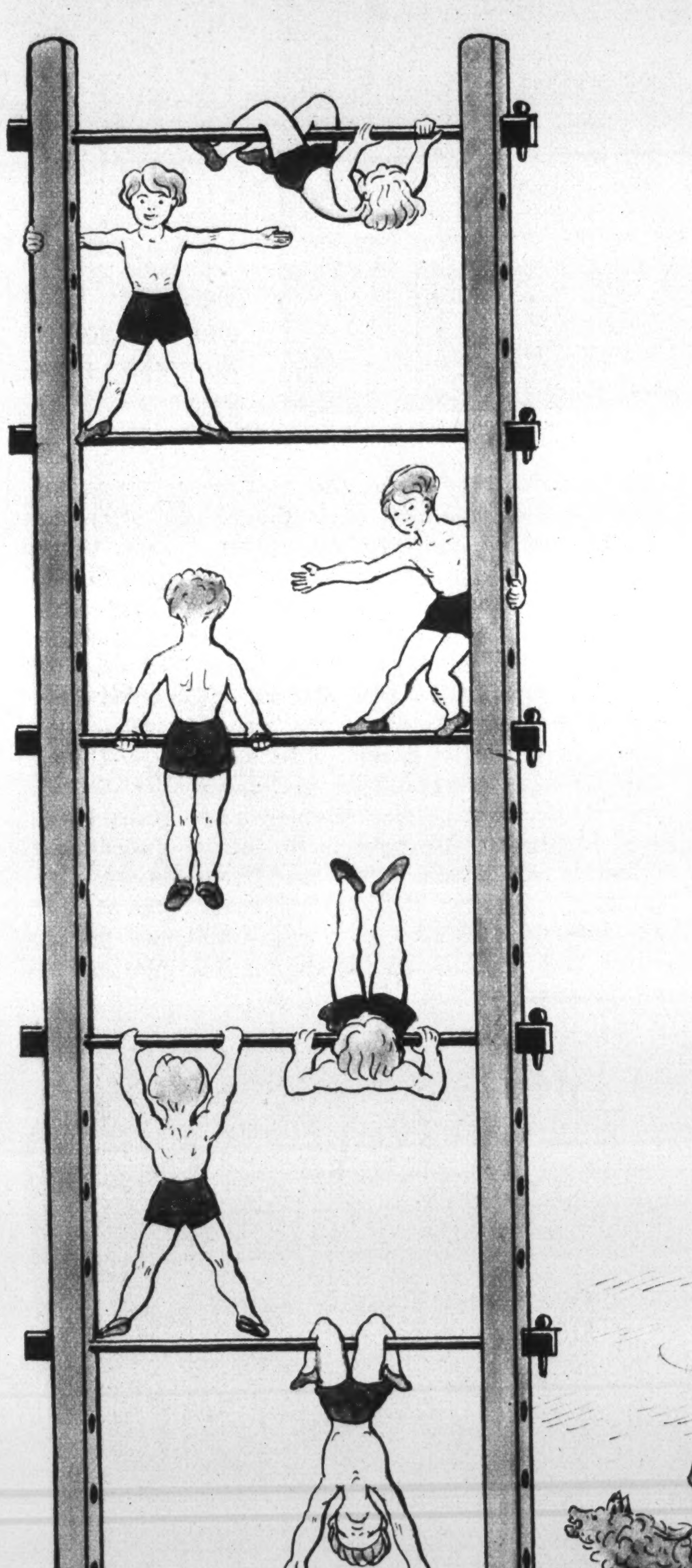
Wand über dem Herd ein paar Herdeisen hängen. Selbst an diesen einfachsten Dingen hat sich die Formenphantasie des Handwerkers betätigt. Und er hat diese Formen gewiß nicht willkürlich erfunden, er hat sie aus der Formenüberlieferung seiner Heimat heraus gebildet. Die Tradition der Heimat ist lebendig im Traditionsgeist des Handwerkers. Heimat und Handwerk stehen und standen von je in einem engsten schöpferischen Zusammenhang. Darin liegt auch der Wert, der Segen und das Glück des Handwerks. Das sind Erkenntnisse, die wohl in der Schule gelehrt werden können, aber erlebt werden müssen sie im wirklichen Leben. Es genügt nicht allein, daß man den Kindern sagt, daß diese Dinge einen Wert, nämlich Traditionswert haben. Die Kinder müssen sehen, daß diese Dinge auch wirklich wert gehalten werden. Daß man sie nicht achtlos zum alten Eisen wirft oder daß sie nicht gar in einem finsteren Bodenwinkel oder in der Rumpelkammer tot herumliegen. Nein, wo noch altes Familiengut vorhanden ist, da muß es auch gepflegt werden. Dazu besteht eine innere Verpflichtung, schon um der Erziehungswerte willen, die darin für unsere Kinder liegen. Und das ist ja alles so naheliegend. Denn es muß uns doch schon das einfachste Gefühl sagen, daß man sich nicht so gedankenlos von Dingen trennt, die schon unsere Voreltern besessen, mit denen sie gelebt, mit denen sie gearbeitet haben. Wie mit solchen Dingen unmittelbare Erinnerungen verbunden sind, ja wie das Weiterleben solcher Erinnerungen geradezu an das körperliche Vorhandensein solcher Gegenstände gebunden ist, davon haben wir schon einleitend gesprochen. Familie, Heimat, Handwerk, das alles ist ein lebendiges Ganzes und muß empfunden werden unter dem Begriff der Tradition, die alles zusammenschweißt.

Truhe aus Heilsberg in Ostpreußen



Was mag sie heute noch an Schätzen bergen? Liegen darinnen noch handgewebtes Linnen und die Geschenke des Liebsten?





Hört, in unser'm Schrebergarten
tat ein Reck schon lange warten.
Und es kommen Hans und Peter,
(Fritz wie immer etwas später!)

Peter zeigt nun wie im Mai
kleine Käfer – eins – zwei – drei –
krabbeln an der langen Stange. –
(Fritzchen wird ein wenig bange.)

Wer kann über's Reck gar steigen?
Hans komm her, du sollst es zeigen!
Oh – es ist doch gar nicht schwer.
Fritz und Peter, hinterher!

In den Stütz! In den Stand!
Fest das Reck in deiner Hand!
So springen alle, auch der Peter.
Das gibt starke Muskeln später!

Hans hängt im Kniehang an dem Reck.
(Nase hoch, sonst gibt's ein Leck!)
Aber hängt nur nicht zu lange!
Genug nun Peter, kleine Range.

Fritz, Hans, Peter, jetzt zum Schluß
knackt noch eine harte Nuß!
Felgaufschwung! Nun – wer ist oben?
Brav gemacht, da darf man loben!

Erwin Jäkel



Eine Fahrt ins Märchenland

Ein Besuch in der Reichsjugendbibliothek

Von W. G. Schreckenbach, mit Aufnahmen von M. Hinderks und M. Stüber

Seit zwei Jahren birgt die Reichsjugend-Bibliothek mit seinem Kinderbuch-Museum ein Stück Märchenwelt. Der Berliner Privatgelehrte Karl Hobrecker hat ein arbeitsreiches Leben darauf verwandt, über 12 000 Kinderbücher aus allen Zeiten und allen Ländern zusammen zu tragen und hat diese einzigartige Sammlung vor zwei Jahren der Hitler-Jugend geschenkt. — Die Führung der Hitler-Jugend, die den großen kulturellen Wert dieser Sammlung erkannt hat und sie weiter in guten Händen wissen will, hat Karl Hobrecker mit der Verwaltung betraut.

Unbeschreiblich schön ist das, was wir hier sehen. Was nicht nur das Kind erfreut, sondern auch das Entzücken jedes Erwachsenen hervorruft. Liebe alte Bekannte aus Mutters und Großmutters Zeiten tauchen hier wieder auf. Wertvollste Schätze, die längst der Vergangenheit anheim gefallen wären, wenn sie die Umsicht und Liebe Karl Hobreckers nicht vor dem Untergang bewahrt hätte. Große Künstler finden wir unter den Autoren und Malern dieser Kinderbücher, die mit der Innerlichkeit, der nur ein Deutscher fähig ist, den Kindern das Beste boten. Zugleich aber wird uns anschaulich, wie auch auf diesem Gebiete der Geist der Zersetzung wirkte. Auf der einen Seite Werke, die voll Verantwortung dem Volk seine besten Kulturgüter erhalten wollen, und auf der anderen Seite, als abschreckendes Beispiel, Zerrbilder einer Zeit, die unter dem Schlagwort „Neue Sachlichkeit" alles Persönliche verneinte und schon in reine Kinderherzen die Irrlehre des Krankhaften legen wollte. — Mit der Inbesitznahme dieser wertvollen Sammlung will die Hitler-Jugend den kommenden Generationen zeigen, daß nach der Machtübernahme neben dem wirtschaftlichen Neubau des Reiches die Neugestaltung deutschen geistigen Lebens auch schon bei der Jugend ihren Anfang nahm.

Karl Hobrecker, der Gründer und jetzige Leiter des Kinderbuchmuseums

*



Die schönen plastischen Szenerien eines Wiener Bilderbuches, die es Ilse und Bärbel angetan haben



Links: Die Kinder- und Jugendliteratur der ganzen Welt liegt vor uns ausgebreitet. Hier holen sich die Jugendführer Rat, wählen die Bücher aus, deren Inhalt ihnen wertvoll dünkt für ihre Gefolgschaft. Und zugleich steigt die eigene Kindheit wieder lebendig auf, längst vergessene Stunden, von denen wir sagen: „Ja sie waren schön!"

*

Unten: Ein Blick ins Märchenland, Herrlichkeiten, die nur ein Kind ganz fassen kann, liegen ausgebreitet vor den hungrigen und freudeglänzenden Augen. Wie mag es in den kleinen Köpfchen aussehen?



Ein gutes altes und ein neues schlechtes Bilderbuch. Welche Innigkeit atmet das Bild links und wie verzeichnet dagegen das Bild rechts, auf dem das Bild sogar häßlich wirkt





Der Maler Koch-Gotha sagt uns hier in einem Frag- und Antwortspiel sehr handgreiflich, was man tun und was man lassen soll

Erntekindergärten

Von Dr. A. Schindler



Aufnahme Gertrud Vogt (Agfa-Archiv)

Erntezeit. Die Zeit der schwersten Arbeit für den Landbewohner. Jede Hand muß da zupacken, um zu helfen. Niemand kann entbehrt werden, auch die Frau nicht, auch nicht die Mutter, und wenn sie noch so nötig bei den kleinen Kindern zu Haus wäre. Eine neue Sorge für die schon so vielfach geplagte Landfrau: wer nimmt sich der Kinder an, wenn alle draußen sind auf dem Feld? Wer paßt auf, daß Hans nicht mit den Maschinen spielt, die auf dem Hof stehen und so verlockend blitzen und ach, deren Messer so gefährlich scharf sind? Wer achtet auf den Quirl Else, die immer am liebsten mitten auf der Landstraße spielt und der einfach nicht klar zu machen ist, daß die bewunderten Motorräder und Autos auch die Feinde kleiner Mädchen sein können? Werner ist in dem schlimmen Alter von fast sechs Jahren. Er ist so begierig, etwas zu tun, aber ihm fällt allein nichts rechtes ein. Er braucht Anleitung und Beobachtung, damit kein Unfug entsteht. Und er spricht noch so schlecht. „Wenn auch nie jemand Zeit hat, sich um ihn zu kümmern", denkt die Mutter ein wenig traurig. „Wie soll das nur in der Schule werden, wo der Junge so unaufgeweckt und scheu ist!"

Manchmal findet sich eine alte Frau im Dorf, die nimmt ein paar Kinder und „hütet" sie, d. h. sie sitzt in der Sonne, die Kinder möglichst dicht dabei, und wenn eins der Kinder mal ein bißchen weiter fort laufen will, dann ruft sie: „laß das, komm her." Das ist auch nicht das Richtige für Kinder, die sich betätigen wollen, die auf Eroberungen ausgehen möchten, fühlt die Mutter, aber — sie sind wenigstens unter Aufsicht.

Da kommt eine Abteilung weiblicher Arbeitsdienst ins Dorf. Die jungen Mädchen packen überall in den Häusern mit an, wo die Frau Entlastung braucht. Sie sehen die Kinder, und sie beschließen: wir machen einen Kindergarten auf! Keinen richtigen, wie in der Stadt, mit vielen großen und kleinen Räumen, mit fließendem Wasser, mit Schränken voller „Beschäftigungsmaterial" und wunderbar gebauten Möbeln. So viel Geld haben wir nicht, oder richtiger gesagt, wir haben überhaupt keinen Pfennig. Aber irgend einen leeren Raum treiben wir schon auf. Und Tische und Stühle für die Kinder können wir uns selbst herstellen, vielleicht bekommen wir auch ein paar Sachen geschenkt. Und Beschäftigungsmaterial? Da sind wir ja viel reicher als die Leute in der Stadt, die Natur gibt uns unerschöpflich viel: zunächst den Sand, was kann man damit alles anfangen! Dann Steine, Eicheln, Kastanien, Borke, Gräser, alles von den Kindern selbst im Wald gesucht. Das gibt Puppen, Tiere, Schiffe, Häuser, ganze Dörfer, wenn man nur ein bißchen geschickt ist und Phantasie hat. Zwei Mädels gehen im Dorf herum und sammeln die Kinder. Jeden Tag kommen mehr. Eine Kameradin, die das Kindergärtnerinnenseminar besucht hat, übernimmt die Leitung. Sie ist froh, daß sie trotz aller Einfachheit doch Sinn und Zweckmäßigkeit in „ihren" Kindergarten bringen kann.

Morgens, sowie die Mutter aufs Feld muß, schickt sie die Kinder. Den ganzen Tag können sie bleiben. Ihr Frühstück bringen sie mit. Zum Mittag gehen einige nach Haus, die es nicht zu weit haben und bei denen Mutter dann zurück ist. Andern bringt die Mutter auf dem Weg zum Feld das Essen vorbei. Wo auch das nicht möglich ist, muß der Kindergarten selbst kochen. Natürlich „bargeldlos". Die Lebensmittel geben die Eltern als Entgelt dafür, daß die Kinder hier so gut aufgehoben werden. Nach dem Essen schläft die ganze Gesellschaft, selbstverständlich möglichst draußen unter irgend einem schattigen Baum, wie sich überhaupt fast das ganze Leben des Kindergartens im Freien abspielt. Das „Haus", die leere Schnitterkaserne, ein alter Gemeindesaal, ein unbenutzter Schulraum, oder sonst ein entbehrliches Zimmer, wird nur aufgesucht, wenn das Wetter das Freiluftleben verbietet.

So einfach haben fast alle Erntekindergärten angefangen. Weiblicher Arbeitsdienst, die Landjährlinge, eine junge Lehrersfrau, die Tochter des Pfarrers oder wer sonst kinderlieb war und die Not der

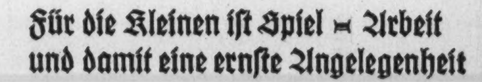
überlasteten Bäuerin und der unbeschäftigten Kinder sah, nahm sich der Kinder an, mit mehr oder weniger Geschick, mit größerer oder geringerer Erfahrung, mit reichlicheren oder gar keinen Mitteln, aber immer mit gleichbleibender Aufopferung für die Arbeit. Und der Gedanke des Kindergartens auf dem Lande, oft erst mit großem Mißtrauen von den Dorfinsassen beobachtet, setzte sich durch. Aus bloßen Erntekindergärten wurden Einrichtungen für den ganzen Sommer. Vom Frühjahr bis zum Spätherbst kamen die Kinder, und die Landfrau konnte ruhiger an die Arbeit gehen, die erst im Winter ein wenig nachläßt, ihr erst dann die Möglichkeit gibt, sich selbst um die Kinder zu kümmern. Orte, in denen sich niemand fand, der aus eigenem Antrieb einen Kindergarten gründete, riefen nach solch einer Einrichtung. Da erließ im vorigen Jahr die NSV. „Richtlinien für Erntekindergärten". Alle Erfahrungen, die man bisher gemacht hatte, wurden zusammengetragen, Anweisungen erlassen für das Mindestmaß dessen, was man im Interesse eines geordneten Betriebes fordern muß: saubere Räume, geeignete Leitung und trotz aller Einfachheit und Sparsamkeit etwas Geld! Wo der Ort das nicht selber aufbringen kann, hilft die NSV.

In diesem Jahre kann man schon berichten, daß sich die „Erntekindergärten" oder „Kindergärten auf dem Lande", wie man sie auch nennt, überall bewährt haben. Ihr Wert für die Volkserziehung und Volksgesundheit, für die Verwurzelung der Menschen auf dem Lande ist so groß, daß die stärkste Förderung durch den Staat zugesagt worden ist. So können jetzt auch Mädels vom Landjahr als Hilfe für den Kindergarten eingesetzt werden. Die oft überlastete Leiterin ist froh, wenn sie solche Hilfe bekommt. Und für die Mädels gibt es nichts schöneres, als die Kinder zu betreuen, mit ihnen zu spielen und zu singen, den Garten mit ihnen zu pflegen, — den Stolz des Kindergartens, in dem jedes Kind sein eigenes Beet hat — und den Müttern abends ihre Kleinen wohlbehalten wieder abzuliefern.

Wir kommen aus dem Kindergarten einer kleinen Landstadt. Der größte Teil der Einwohner sind Ackerbürger mit manchmal großen Wirtschaften, manchmal ganz kleine Anwesen. Alle haben den Sommer über auf dem eigenen Felde oder als Arbeiter auf fremden Aeckern schwer zu arbeiten. In der Spargelernte hatte der Kindergarten 67 Kinder zu betreuen. Ein 15jähriges Mädel hilft der jungen Leiterin, eine alte Frau kocht, macht sauber und spielt dazwischen selbst mit den Kindern, die wie die Kletten an ihr hängen. „Was spielt ihr am liebsten?" frage ich und sehe auf den Puppenwagen, die Schaukeln im Garten, auf die Spaten und Harken und Trommeln. „Im Sand" rufen sie und tragen mir eifrig „Pfannkuchen" zu. Besonders tüchtige bestreuen sie mit „Zucker", ganz feinem, trockenen Sand. Stundenlang sind sie mit diesem einfachen Spiel zufrieden. Wie ganz anders als die nervösen, zappeligen Stadtkinder.



Aufnahme Schersch



Für die Kleinen ist Spiel = Arbeit und damit eine ernste Angelegenheit



Aufnahme Presse-Photo-Zentrale

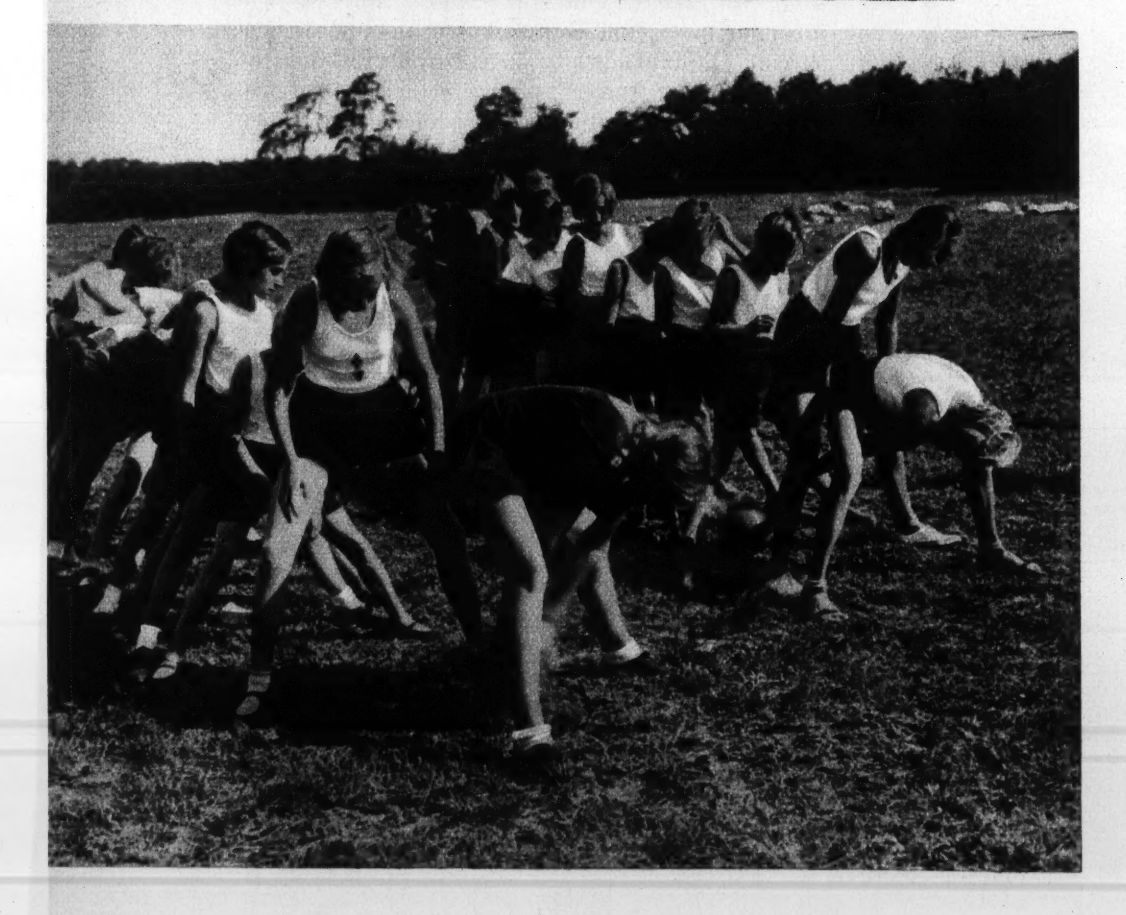




Der Staas

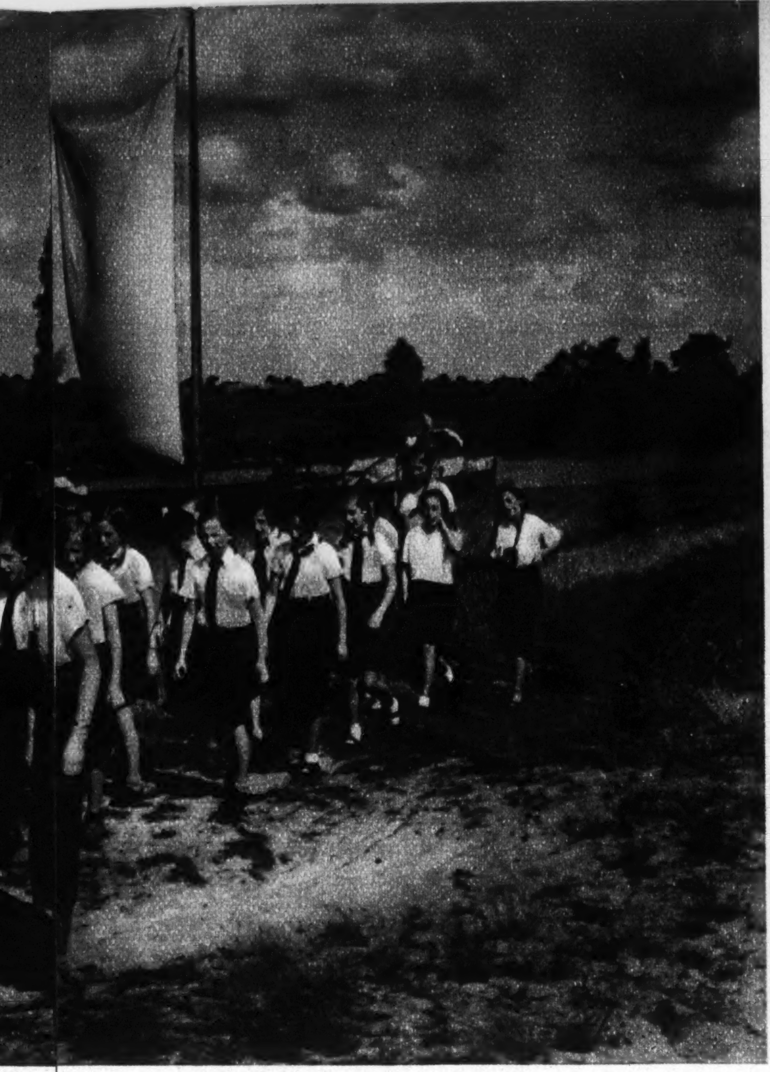
von MartSch

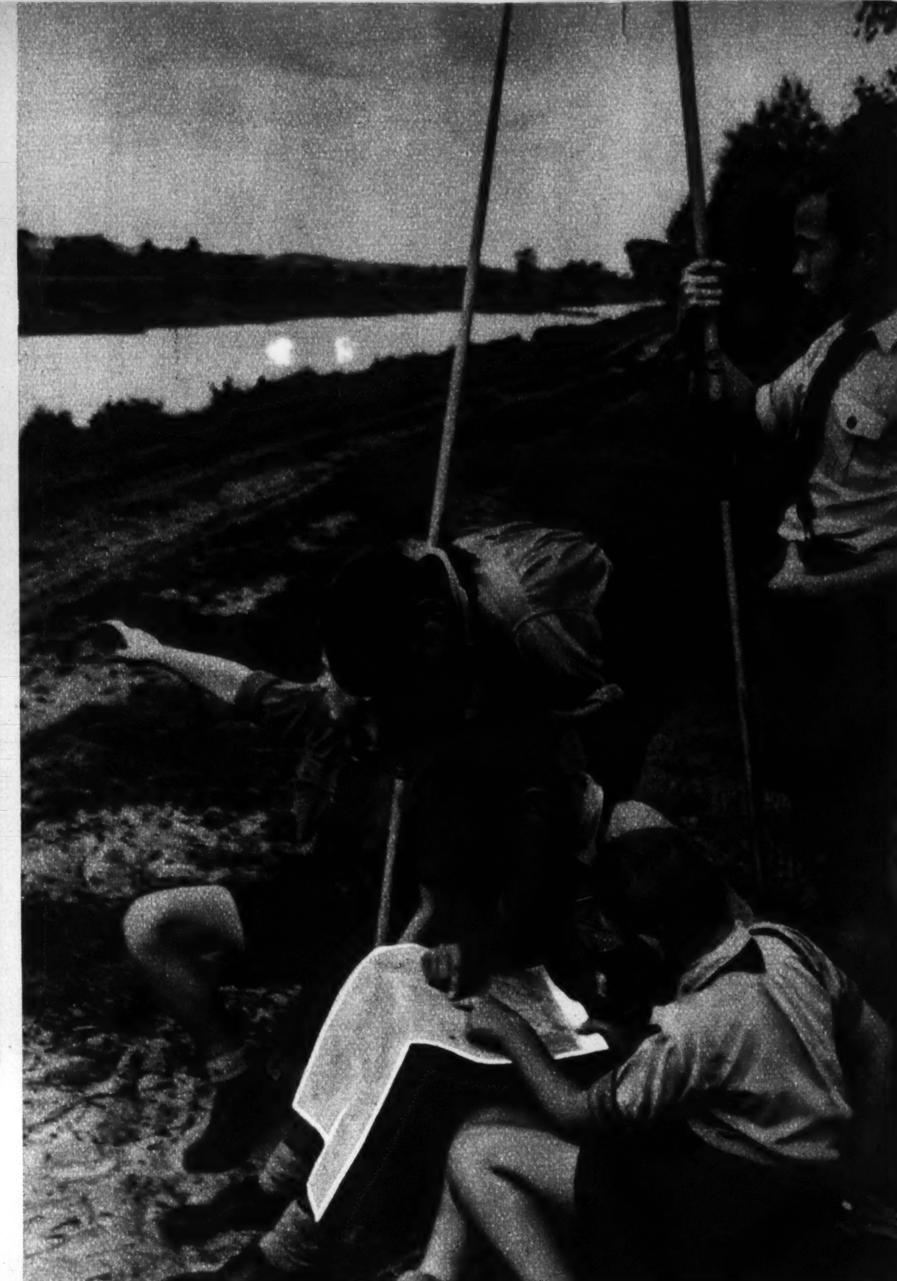
mit 7 Aufnahmen für die „R-Elt



„Was machen die Jungs bloß den lieben langen Tag, den ganzen Sonnabend über, an dem sie nicht zur Schule brauchen?! — An den Schultagen sind sie nicht aus den Betten zu kriegen; am Sonnabend aber, wenn sie „Dienst" haben, Dienst, den Fritzchen Krause angesetzt hat, da sind sie schon vor Tau und Tag auf den Beinen, da brauchen sie nicht ermahnt zu werden, ihre Schuhe anständig zu putzen und das Koppel zu „wienern". Da wird gestriegelt und gebügelt und glatt gezupft, das es eine Art hat!"

Mutter hat am Sonnabendmorgen nur die Funktion, für einen möglichst prall gefüllten Brotbeutel zu sorgen, und daß auch ja Kakao in der Feldflasche ist. Für alles andere ist an diesem Tage der Pimpf selber verantwortlich. Genau so wie das Jungmädel, dem der Staat





…asjugendtag

…Kart Schumacher

…e „N-Elternwarte", Atlantic-Photo

… lie-
…bend
…rau-
…nicht
…onn-
…aben,
…setzt
… Tag
…t er-
…ndig
…ern".
… und

…rgen
…ichst
… und
…asche
…Tage
…enau
…Staat

ja ebenfalls einen unterrichtsfreien Sonnabend bescherte.

Ueber diesen schulfreien Tag und über die 5-Tage-Schulwoche haben die Väter und die Mütter anfangs besorgt den Kopf geschüttelt. Wie soll denn künftig der Junge sein Schulpensum schaffen, wenn er nur 5 Tage Unterricht hat?! Das Kopfschütteln und das Fragen hat inzwischen aufgehört. Denn schon über ein Jahr besteht die neue Einrichtung; es gab inzwischen schon 2 oder 3 mal Zensuren, es fand sogar eine Versetzung statt und, siehe da: zu Besorgnissen war kein Grund vorhanden. Im Gegenteil: manch Vater und manche Mutter haben herausgefunden, daß der Staatsjugendtag Ordnung in den regellosen Jungendienst brachte. Er ermöglichte der Jugend, einmal in der Woche etwas *ganz* zu tun.





Wie sie ihren Tag ausfüllen, davon erzählen unsere Bilder. Unser Photomann hat das Jungvolk und die Jungmädel — nur auf sie erstreckt sich zunächst der Staatsjugendtag — bei ihrem Dienst begleitet und ihr Tun und Treiben auf der Platte festgehalten und damit die eingangs gestellte Frage: „Was machen die Jungen und Mädel den ganzen Sonnabend?" beantwortet. Singend marschieren die Jungen und Mädel hinein in den taufrischen Morgen. Die heimatliche Landschaft erschließt sich ihnen, der heimatliche Fluß begleitet und der heimatliche Wald umfängt sie. Eine Waldwiese ist das Ziel der Mädchen. Gymnastische Uebungen, Tänze und lustige Spiele füllen den Vormittag aus. Das macht müde, das gibt Hunger. Die Führerin gestaltet die Erholungs- und Frühstückspause zu einer Vorlesestunde. Dazwischen ein Lied, ein lustiger Scherz und wieder der Ernst des Tages: Dienst . . . .

Im Mittelpunkt des Jungendienstes aber steht das Geländespiel mit seinen unerschöpflichen Möglichkeiten körperlicher und auch geistiger Betätigung. Schleichen, Kriechen und Gleiten, Tarnen, Schätzen und Kartenlesen, Kombinieren und Folgern, Ueberlisten, Mut und Ausdauer zeigen — es schult sich der künftige Soldat. In das Programm des Tages flicht der Führer dann und wann eine Stunde der Besinnung. Im Kreise geschart steigt ein Lied, wird eine lustige Geschichte erzählt, auch wohl ein ernstes Thema erörtert. Sport und Spiel füllen den Rest des Tages aus. Und erst wenn die Schatten lang werden, wird der Heimmarsch angetreten. Der Jugend gehörte der Tag ganz und gar, die Jugend gestaltet ihn nach ihrem Können und Wollen, das ausgerichtet ist auf die große Idee des nationalsozialistischen Staates. Ein Tag geht zur Neige: kein verlorener Tag . . . .

Sie brauchte sich nicht mehr den Nachmittag und den frühen Abend mit Schularbeitssorgen belastet für den Dienst im Jungvolk zu stehlen, sondern konnte über „ihren" Tag verfügen. Das hob nicht nur das Selbstgefühl, sondern stärkte vor allem die Verantwortung. Galt es doch nun, das eigene Wollen und Können unter Beweis zu stellen. Und das haben die Pimpfe und die Jungmädel im großen und ganzen recht brav getan.



Wenn man nicht schweigen kann

Von Möller-Crivitz

Vor einigen Wochen hatte sich im Hause der Familie Schneider ein Gast eingeschlichen, der allen, Vater und Mutter, Tochter und Sohn, durchaus unerwünscht gekommen war und dessen Anwesenheit mehr als störend empfunden wurde. So sehr sich die Familienglieder auch mühten, diesem Gast die Anwesenheit unlieb zu machen, hatte es den Anschein, als fühle er sich, je länger er im Hause weilte, umso wohler. Und ganz gegen die althergebrachte Sitte, sich bescheiden zurückzuhalten, trat dieser Gast von Tag zu Tag herausfordernder auf und verlangte, daß man sich ausschließlich nur mit ihm beschäftige. Es waren freudlose Wochen, die mit ihm gekommen waren. Keiner mochte etwas sagen, jeder ging still seiner Wege und war froh, wenn nichts zu fragen und zu antworten war. Auch das gefiel dem Gast. Er rieb sich froh die Hände, denn nun hatte er sein Ziel erreicht; bald konnte er seine Geschwister bitten, sich ebenfalls einzufinden, um Familie Schneider das Leben zur Plage zu machen. Dieser sonderbare Gast nannte sich Mißtrauen. Seine Geschwister sind im Lande ebenfalls leider nur allzu bekannt.

Zuerst hatte sich der unangenehme Gast die Mutter ausgesucht, bei der er leichter, als er vermutet, Einlaß gefunden hatte. Und das kam so: Früher hatte Gerda, die Tochter, der Mutter gegenüber kein Geheimnis gekannt. An allem, das sie erlebte, ließ sie die Mutter teilnehmen, ob es nun kleine Schulerlebnisse waren oder „wichtige" Beschlüsse des Freundinnenkreises. Als Gerda dann später in die Lehre kam, blieb es so. Die Mutter wußte genau über alles Bescheid, was das junge Leben ihrer Tochter ausmachte. Wenn sie der Mutter in der Küche half oder des Abends mit ihr bei einer Handarbeit saß, berichtete sie ihr alles, was sich am Tage zugetragen. Wohl hatte Gerda die Mutter schon mehr als einmal gebeten, diese kleinen Erlebnisse für sich zu behalten, aber die Mutter war der Meinung, daß die Nachbarin sich ebenso darüber freuen müßte, wie sie. Die Nachbarin aber konnte nicht soviel Verständnis für diese kleinen Ereignisse aufbringen wie die Mutter das voraussetzte, im Gegenteil, sie sah in diesem oder jenem etwas, das weder der Tochter noch der Mutter in den Sinn gekommen war. Die darauf folgenden spöttischen Bemerkungen aber hatte Gerda wohl verstanden und darum war es ihr unlieb, daß die Mutter über das gesprochen, was für ein anderes Ohr nicht bestimmt war.

So geschah es vor einigen Wochen, daß Gerda der Mutter „heimlich" und unter „bedingungsloser Verschwiegenheit" erzählt hatte, daß der Sohn einer befreundeten Familie ihr seine „Verehrung" gestanden habe. Wennschon Gerda diese Auszeichnung nicht allzu ernst nahm, sondern darin eine Freundschaft erblickte, kamen der Mutter doch andere Gedanken. Gerda war vor kurzem zwanzig Jahre alt geworden und da ist es wohl zu verstehen, daß sie sich ernsthaft damit abzufinden suchte, ihre Tochter eines Tages an der Seite eines ihr heute noch fremden Mannes zu sehen. In diesem Falle kannte sie den jungen Mann, und eine Verbindung dünkte ihr wie eine Ehrung ihrer Familie, denn er entstammte einer alten, sehr angesehenen Familie, die auch wirtschaftlich besser gestellt war, als Familie Schneider.

Schon am nächsten Tage meinte sie, ihrer Nachbarin von dem bevorstehenden Glück berichten zu müssen. Und — wie Gerda das erwartet hatte — dachte die anders darüber, denn schon am gleichen Abend brachte sie Gerda durch spitzfindige und spöttische Anspielungen in starke Verlegenheit. Gerda war empört, daß die Mutter auch dieses Geheimnis so wenig gehütet hatte. Die Folge war — sie verschloß sich und sah sich vor, der Mutter künftig auch nur ein Wort mehr zu erzählen, als sie der Nachbarin selbst verraten hätte.

Mutter Schneider war betrübt, aber Gerda hatte nun gelernt, ihre Zunge in acht zu nehmen. Kein Mensch, meinte Mutter Schneider besorgt, aber kann es mir verdenken, daß ich über den Fortgang dieser Dinge mehr wissen will und muß. Wenn Gerda es mir nicht mehr sagen will, muß ich mir eben selbst helfen! Wie gedacht, so getan. Einige Tage später kam ein Brief für Gerda. Nachdenklich wog ihn die Mutter in der Hand. Ob sie ihn öffnen oder ob sie Gerda nach dem Inhalt fragen sollte? Die würde ihr nichts mehr sagen, kam es ihr in den Sinn. Darum war es schon richtiger, wenn sie sich selbst Kenntnis verschaffte. Also öffnete sie den Brief. Es war eine Einladung zum Sonntag nachmittag. Die Unterschrift aber stimmte nicht mit dem Namen des jungen Mannes überein. Was mochte das nun bedeuten? Hatten sich die Beziehungen zu dem Sohn der bekannten Familie zerschlagen? Aus welchem Grunde wohl? Wer aber mochte der Schreiber dieses Briefes sein? Lange dachte Mutter Schneider darüber nach, alle möglichen Bekannten ihrer Tochter

ließ sie vorüberziehen, auf keinen aber paßte die Unterschrift. So legte sie den Brief endlich ratlos auf den Tisch in Gerdas Zimmer, um abzuwarten, welche Entwicklung dies alles nehmen würde.

Aber, sonderbar, Gerda machte keine Anstalten, ihre Verwunderung über das Oeffnen des Briefes auszudrücken. Man merkte es ihr zwar an, daß sie mit dieser Indiskretion nicht einverstanden war, aber sie beherrschte sich. Sie half der Mutter auch am Abend in der Küche, doch außer einigen nebensächlichen Worten war nichts von ihr zu erfahren.

Nun war die Mutter vollends mißtrauisch geworden — Gerda aber auch. Als dann am nächsten Tage alle Familienangehörigen in gewohnter Weise ihren Pflichten nachgingen, wollte Mutter Schneider sich Gewißheit verschaffen, welche Geheimnisse Gerda verbarg. Sie meinte, daß der einfachste Weg der sei, die Schubladen und den Schrank ihrer Tochter einmal heimlich zu untersuchen. Irgendwelches Material würde sie schon finden, das ihr Aufschluß gab. Und da erlebte sie die nächste, vielleicht schwerste Enttäuschung: Ganz gegen ihre bisherige Gewohnheit hatte Gerda alle Behältnisse abgeschlossen und die Schlüssel an sich genommen. Das war der Mutter denn doch zu stark. Aerger und Mißtrauen wetteiferten miteinander, wer den ersten Platz einnehmen sollte.

„Ich muß endlich dahinter kommen, was mit dem Mädel los ist", meinte sie am Abend, als sie ihrem Manne mit einer Handarbeit gegenübersaß. Gerda war nach dem Essen von einer Freundin abgeholt worden, sodaß sie keine Gelegenheit mehr gefunden hatte, ein ernstes Wort mit ihr zu sprechen.

Ihr Mann legte die Zeitung, in der er gelesen hatte, beiseite. Er war froh, daß seine Frau die Rede auf dieses wenig erfreuliche Thema brachte. Mit Besorgnis hatte er in den letzten Wochen beobachtet, wie Mutter und Tochter auseinanderwuchsen, und vergeblich hatte er nach dem eigentlichen Grund hierfür geforscht. Je länger er das versorgte Gesicht seiner Frau sah und die mürrischen Mienen seiner Tochter, umso mehr erkannte er, daß der Anlaß zur Gegensätzlichkeit zwischen den beiden doch ernster zu nehmen war. „Was ist denn eigentlich zwischen euch beiden?" fragte er darum.

Eine Weile stichelte die Frau noch an der Handarbeit, dann legte sie die beiseite und wischte verlegen einen Tropfen aus den Augen. „Das ist es ja eben, was ich nicht verstehen kann. Gerda ist seit einigen Wochen wie ausgewechselt. Nichts ist mehr aus ihr herauszubringen. Alles verschließt sie vor mir, sogar ihre Briefe läßt sie sich ins Geschäft kommen, damit ich nichts merke. Und neulich . . .", sie schluckte irgend etwas hinunter, „da hat sie mir sogar die Unwahrheit gesagt. Ich fragte sie, wo sie am letzten Sonntag gewesen sei. Sie sagte mir, daß sie mit ein paar Kolleginnen einen Ausflug gemacht hätte. Ich bin aber dahinter gekommen, daß diese Kolleginnen ein junger Mann war. Wer, weiß ich nicht. Aber ich muß dahinter kommen."

„Das ist doch alles nicht so schlimm, Mutter. Schließlich ist Gerda ja schon zwanzig Jahre alt. Da müssen wir uns eben daran gewöhnen, daß aus Kindern nach und nach erwachsene Menschen werden. Warum sorgst du dich? Gerda ist doch ein ordentliches, fleißiges Mädel, das uns bislang keinen Anlaß zur Sorge geboten hat. Sie wird schon wissen, warum sie vor der Zeit nicht sprechen will. Vielleicht wird sie uns überraschen wollen."

Es waren keine freundlichen Blicke, mit denen Frau Schneider ihren Mann musterte. Dann meinte sie bitter: „So seid ihr Männer. Immer redet ihr von Verantwortungsbewußtsein. Wenn es aber einmal darauf ankommt, daß der Vater ein ernstes Wort mit seiner Tochter reden soll, versteckt ihr euch hinter der Sorglosigkeit. Als Mutter kann ich verlangen, daß meine Tochter mir soviel Vertrauen schenkt und mich wissen läßt, was hinter meinem Rücken geschieht. Ich fühle soviel Verantwortlichkeit meinem Kinde gegenüber . . ."

„Nur nicht gleich so kratzig, Mutter", suchte ihr Mann sie zu beschwichtigen. „Was du da eben von Verantwortlichkeit gesagt hast, lasse ich gelten. Auch, daß Kinder ihren Eltern Vertrauen entgegenbringen sollen. Aber, Mutter, das ist nicht einseitig zu verstehen. Die Kinder haben das Recht, daß man auch ihnen Vertrauen entgegenbringt. Und ich glaube, damit hapert es etwas zwischen euch beiden. Darin wird auch wohl der Grund zu suchen sein, der euch auseinandergebracht hat. Soviel ich weiß, hat Gerda dir doch immer alles getreu erzählt, was sich so begab, nicht wahr? Mir kam es sogar so vor, als wüßtest du in Gerdas Leben in vielen Dingen besser Bescheid als sie selbst. Warum ist das denn jetzt nicht mehr so?"

Mutter Schneider dachte lange nach, dann erwiderte sie leise, ein wenig schuldbewußt: „Gerda ist in letzter Zeit auch zu empfindlich, daß mit ihr kaum auszukommen ist. Ich hatte mit der Nachbarin schon einmal über das gesprochen, was Gerda mir erzählt hatte. Und die wußte dann auch nichts Besseres zu tun, als das Mädel damit aufzuziehen. . . ." „Also da liegt der Grund", atmete ihr Mann erleichtert auf. „Nun, dann ist es schon wieder zu flicken. Sieh mal, Mutter, das war auch nicht recht von dir. Wenn Gerda dir etwas vertraulich mitteilte, dann mußtest du das auch für dich behalten. Das Kind hat sich ganz berechtigt darüber geärgert und kam dann eben zu dem Ent-

schluß, lieber zu schweigen, als sich zum Gespött der Nachbarin zu machen. Vertrauen um Vertrauen, das kann jedermann verlangen. Ich werde jetzt einmal mit Gerda sprechen und ihr sagen, daß es dir leid tut, der Nachbarin so manches wiedererzählt zu haben. Dann sollst du sehen, daß sich nach und nach alles nochmal einrenkt, und Gerda wird dir wieder soviel Vertrauen entgegenbringen, als sie bei dir findet. Wissen wir denn immer, wie ernst Kinder diese oder jene Begebenheit nehmen? Was uns manchmal so unwichtig erscheinen will, macht für ein Kind doch so viel aus. Und nichts tötet mehr das Vertrauen, als wenn die geheimsten Gedanken des Kindes vor unbeteiligten Fremden entweiht werden. Da verschließt es sich und — seien wir doch gerecht, Mutter, — es hat ja auch einen Grund dafür, daß es dann seine eigenen Wege geht. Wir würden es ja nicht anders machen."

Wenngleich die Worte ihres Mannes sie auch nicht ganz überzeugen konnten, so klang aus ihnen doch eine Zuversicht, daß der Unfriede nun ein Ende nehmen und das alte schöne Verhältnis wiederkehren würde. Bei diesem Gedanken hellten sich ihre Mienen auf und eine Hoffnung lebte in ihren Augen.

Da verwünschte der ungebetene Gast dieses Haus und packte schleunigst seine Sachen. Hier konnte er sein Ziel nicht mehr erreichen. Darum auf, dachte er, es gibt ja noch Familien genug, die sich um meine Einkehr sogar bemühen!

Sinnsprüche

Dem Kinde immer Belohnungen in Aussicht zu stellen, ist ebenso verwerflich wie stete Drohung mit Strafen.

Pflichten, die nicht als solche empfunden werden, sind keine Pflichten.

Geknechtete Kinder mißbrauchen ihre Freiheit.

In dem Wahn, unsere Kinder glücklich zu m a c h e n, verkennen wir, daß man nur glücklich w e r d e n kann.

Der Nachahmungstrieb im Kinde ist ein wertvollerer Erzieher als alle anderen erzieherischen Mittel zusammen.

Man soll sich nicht wundern, wenn wir den Kindern fruchtlos von Vorbildern erzählen, wenn man selbst kein Vorbild ist.

Ein ungerechtes Lob kann mehr Schaden anrichten, als eine ungerechte Strafe.

Ein Kind schaut weniger darauf, was ihm jemand sagt, sondern wer es ihm sagt.

Beim Kinde beginnt das Wort im Herzen, bei uns Erwachsenen zu oft im Gehirn.

Ein Lehrer, den die Kinder lieben, ist wertvoller, als ein Lehrer, vor dem sie nur Achtung haben.

Wir sind leider eher geneigt, aus Krankhaftem zu lernen, als das Gesunde vom Ursprung an hochzuschätzen.

Der Nationalsozialismus handelt naturgesetzlich, wenn er die Allgemeinheit dem Einzelwesen voranstellt. Auch die Natur nimmt keine Rücksicht auf das Einzelwesen, weil sie weise der Erhaltung der Gattung lebt.

Aus dem Gemüt eines Kindes leuchtet die Größe des kommenden Charakters.

Weil Kinder lügen, bevor sie Lügen kennen, sollten wir uns doppelt davor hüten, vor ihnen zu lügen.

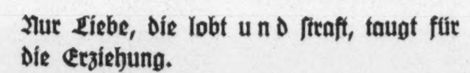
Das Kind f ü h l t zusammenhängend, wir Erwachsenen d e n k e n sprunghaft. Und trotzdem erscheint uns unser Tun logischer, während wir das Kind — sprunghaft schelten.

In dem Augenblick, wo wir aufhören, Kinder zu sein, sollten wir wieder beginnen, Kinder zu werden.

Es ist bequemer, eine Schar Kinder durch Strenge in Schach zu halten als durch Liebe.

Ein Kind ist aus dem gleichen Trieb heraus zärtlich und zerstörerisch.

Das Warum eines Kindes ist nur eine Antwort.



Nur Liebe, die lobt u n d straft, taugt für die Erziehung.

Zerstören und Aufbauen ist dem Kinde gleichermaßen Tätigkeit.

Wenn die Schule dem Kinde die Traumwelt nehmen will, muß sie ihm die Leere auch auszufüllen wissen.

Die Natur im Kinde ist oft stärker als alle Vernunft der Erwachsenen.

Das diesseitige Leben ist dem Kinde nicht begreiflicher als das jenseitige.

A. H o l z a p f e l





2 Aufnahmen Agfa Archiv

Mutters Feierstunde

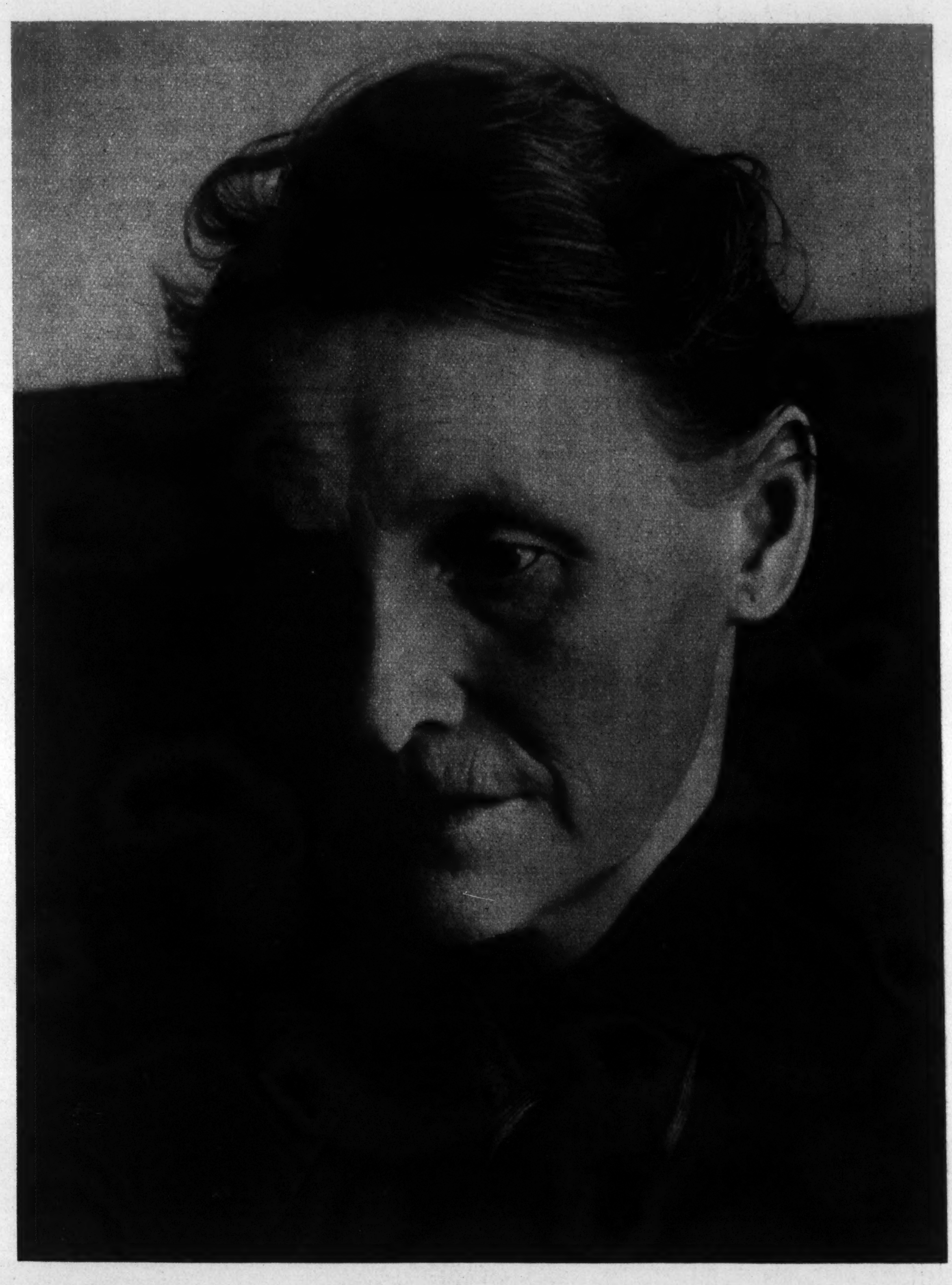
Dann „gangte" ich zu meine Mutter . . . .

von Henrich Hansen, Bayreuth

Wir haben während unserer Schulzeit treu zusammengehalten, der Thomas und ich. Unsere Wege sind lange im Leben zusammengelaufen oder haben sich gekreuzt. Ich habe ihn kennen gelernt an jenem Tage, da ich zuerst den Weg in das große Ungewisse an der Hand der Mutter wandern mußte. Es war der erste Schultag. Noch heute spüre ich den Druck der Mutterhand. Warum eine Mutter wohl eben am ersten Schultag die Hand ihres Kindes so fest faßt? Nun, es ist wohl so, daß die Mutter in dieser Stunde, da sie ihr Kind zum ersten Mal hinausführt in eine unbekannte Schicksalsgemeinschaft, unbewußt den Blutkreis fester schließen möchte, denn je zuvor. Von mir erzählt man: Ich soll vor dem ersten Schulgang des öfteren frevelhafte Gedanken geäußert haben. Wenn das Schicksal mich vor der Ausführung meiner Vorhaben bewahrte, schützte es mich auch zugleich vor der wenig ehrenwerten Bezeichnung eines „Schuldeserteurs". Wie gesagt, die feste Hand hatte mich gefaßt — ich fand den Weg ins Schulzimmer. Neben uns schritt Thomas mit seiner Mutter. Sie trug das Gesicht jenes Mutterbildnisses, das Meister Dürer einst in frommer Scheu und mit großem Können der Welt als das deutsche Mutterbild schenkte. Thomas Vater war schon gestorben, als sein Bub den ersten Lebensschrei tat, die einzige Schwester siech seit ihrer Geburt. Auch dieses junge Menschenkind trug schon mit seinen 14 Jahren ein Leidensgesicht so rührend und zart, daß es selbst den wildesten Buben still machte. Thomas fragte, ob ich wohl Butterbrot mitgenommen habe — wenn nicht, sei er selbstverständlich bereit, zu teilen. „Ich mag doch nich so väl" meinte er. Dann forschte er weiter nach dem Stand meiner Lernmittel und gab sich im Verlauf des Verhörs den Anstrich des gewiegten Fachmannes. Verächtlich musterte er meine Milchgriffe und sagte kurz und männlich: „Deernsschiet". Er ließ mir weiter keinen Zweifel darüber, daß er ein ausgemachter Gegner des Schwammes sei. „Ick spütt eenfach op de Tafel und wisch dat mit de Aermel aff" erklärte er forsch. Für die Verteidigung meines nagelneuen Schwammes hatte er kein Verständnis, sondern erwiderte kompromißlos: „Oh, bloß wat för Deerns". Damit war das Thema erledigt und das Schulhaus erreicht.

„Fräulein" stand schon in der Tür zum Empfang ihrer neuen Zöglinge bereit. Thomas schob sie unhöflich beiseite: „Erstmal rin", befahl er und übersah die Hand. Der vergebliche Versuch seiner Mutter, ihn zu halten, schien ihm gleichfalls keine Beschwerde zu machen; denn als wir zur Tür hereinkamen, sahen wir ihn schon auf der ersten Bank, auf dem ersten Platz sitzen und kritisch die Tischplatte auf- und abbewegen. „Hier bliv ick sitten, dat is neeg an de Dör", meinte er und schien nicht gewillt, diese aussichtsreiche Position vorerst wieder aufzugeben. Wie der Verlauf der ersten Stunde war, weiß ich nicht mehr, es wird ein Schulanfang gewesen sein, wie alle — vor reichlich dreißig Jahren. Eine Situation jedoch hat sich tief eingeprägt. Die Lehrerin zeigte uns lächelnd ein Stöckchen, mit der Erklärung, bei ihr gehe es ganz genau wie in dem Märchen zu, das sie soeben erzählt: „Für die Guten den Zucker — für die Bösen das Stöckchen!" Da erhob sich Thomas, trat fest an „Fräulein" heran, faßte seine alten und neuen Kenntnisse des Hochdeutschen in den klassischen Satz: „D a n n g a n g t e i c h e i n f a c h z u m e i n e M u t t e r" zusammen und setzte sich wieder bestimmt auf seinen Platz zurück. „Fräulein" verstand Kinder, es legte das Stöckchen beiseite und streichelte Thomas den Kopf. Schon damals fand in diesem seltsamen Jungen, der selbstsicher und herrisch sein konnte, der wunderbare Glaube an die schützende Kraft seiner Mutter ersten Ausdruck.

Die Jahre liefen weiter. Aus den Schulrekruten waren Stimmbruchkandidaten geworden. Thomas war unser Führer geblieben. Er hielt es wenig mit den Wissenschaften. Wenn er trotzdem als guter Schüler galt, so waren daran wohl mehr seine klaren Gedankengänge als seine mit Rotstift reichlich verzierten Extemporale schuld. Und das Verhältnis zu seinen Lehrern? Er liebte unter ihnen nur einen. Der war jung, und kam allmorgendlich mit frischem Gesicht in die Klasse„ hörte sich von den Jungen das Geschehen des Tages, ihre Sorgen und Freuden an, lachte oder bangte mit ihnen, um kurz danach voll tiefsten Ernstes die „Geschichte unseres Volkes" zu behandeln. Er verlangte Arbeit und Charakter zugleich und zierte sich absolut nicht, den ausgesprochen schlafmützigen und unjungen Klassengenossen einmal die Hosen straffzuziehen. Ein besonderes Verhältnis hatte er zu Thomas gefunden, er spürte die Kraft dieser Jungenseele und förderte sie. Niemand von uns war ihm darob böse. Eine Tages ging er auf einige Wochen fort von uns zu einer Reserveoffiziersübung und kam, plötzlich wie er gegangen, in Uniform zum Besuch seiner Klasse. Wir alle begrüßten ihn lebhaft, nur Thomas stand still beiseite und sagte nur



Aufnahme E. Hase

auf dem Heimweg: „Mit dem möchte ich einmal in den Krieg ziehen!“ Immer mehr und mehr wuchs in Thomas der junge Führer und der gute Kamerad. Wir haben diesen Lehrer durch Thomas an all unseren Streichen teilnehmen lassen, ihm erzählt, wie wir den alten Pedell geärgert, Pflaumenbäume geleert, ein Pfeifchen geschmaucht und auch Keile bezogen haben. Was er dem Lehrer aber nicht erzählte und worüber er nie gesprochen hat, war das Verhältnis zu seiner Mutter. Gnadelos verließ er uns mitten im schönsten Spiele, wenn die Uhr auf sieben ging: „Se töft op mi — ich mutt to Hus“, sagte er dann und verließ uns. Mit dem „Se“ meinte er dann die Mutter.

Die Prüfungszeit kam. Die Schule gab uns frei. Thomas machte ein nicht eben vorzügliches Examen. Wenn er trotzdem dafür ein gutes Zeugnis erhielt, so lag es daran, daß einer der Prüfenden, aus dem Ministerium zu uns gekommen, diesem Jungen tief in die blauen Augen — und dann wohl bis ins Herz gesehen hatte. Er fragte ihn nach allen Dingen des jugendlichen Interessenkreises, forschte und forschte und merkte gar bald: Hier steht ein Junge, berufen —, wenn es das Schicksal will, ein ganzer Mann zu werden. Wir gingen nach Schulschluß zusammen nach draußen. Hier standen wir noch in Gruppen beisammen und erzählten uns dies und das. Thomas aber gab uns nur allen kurz die Hand und sagte:

„Ich geh' zu meiner Mutter!" Niemand erwiderte ein Wort, keiner versuchte ihn zu halten! Jeder fühlte, hier geht einer mit vollem Herzen, um daheim Freude zu spenden.

Es waren harte Tage im Sommer 1915. Die jungen Regimenter trieben den Russen in offener Feldschlacht vor sich her. Die Steppe vor Grodno trank darum in den ersten September-Tagen viel junges deutsches Blut. Thomas, der frisch gebackene Student, und ich standen seit den August-Tagen 1914 als Kriegsfreiwillige in dem gleichen Regiment. Von einem Kriegsschauplatz war es zum andern gegangen. Im Niemandsland auf Patrouillen und Erkundigungen war besonders Thomas seelisch gewachsen und gewachsen. Der Bataillons-Kommandeur hatte diesen jungen Leutnant besonders gern, der nichts von Furcht, wohl aber etwas vom Draufgehen verstand. Blindlings folgten ihm seine Leute. Nun lagen wir sprungbereit vor einem Festungsfort. Mein Freund hatte die Karte auf den Knien und beobachtete abwechselnd das rasende Feuer der deutschen Batterien und sein Kartenblatt vor sich. Plötzlich stand er auf und sagte fest: „So geht das nicht! Wir müssen anspringen!" Dann ging er fort und kam nach einigen Minuten wieder zurück. „Jessen, Diegard, Haß fertigmachen!" Drei tüchtige Kerle der Kompagnie schnallten sich ihr Sturmgepäck um. Dann gab er mir kurz die Hand und sagte: „Ich will versuchen, durch das nördliche Tor in das Fort zu gelangen. Klappt es, dann . . ." In derselben Sekunde heulte es heran. Thomas konnte nicht mehr zu Ende sprechen. Wir warfen uns an die Grabenwände. Vorbei! Aber dann kam es noch einmal und als wir uns erhoben, blieb Thomas still mit Jessen liegen. Aus dem Rücken floß es beiden rot über die Uniform und färbte den Sand. Ich drehte Thomas um. Da öffnete er gewaltsam die Augen, hob ein wenig die Hand und flüsterte „Wer geht zu meiner Mutter!" Dann war es aus.

Wenige Minuten später wurde der Sturmbefehl gegeben. Meinen Freund haben sie noch in derselben Nacht begraben. Ich habe ihn nicht mehr sehen können; wohl aber ist die große bestimmende Symphonie seines Lebens, wie er sie schon bei unserem ersten gemeinsamen Schulgang gestaltete, in meinem Herzen geblieben:

„Dann gangte ich zu meine Mutter . . .!"

Rechnen 4 — ein Erziehungsfehler!

Lehrer Ernst verhielt einen Augenblick seine Schritte: War das nicht Heinz, der kleine schüchterne Gymnasiast von einst, dem er vor etwa zehn Jahren während der Ferien Nachhilfe im Rechnen erteilt hatte? Und jetzt stand dieser vor ihm als schneidiger Pionierleutnant.

Merkwürdig, wie man sich bei Begegnung mit Menschen, die einem im Leben einmal etwas bedeuteten, rasch auf das Wesentliche einstellt! Auch der junge Offizier begann nach einleitenden Worten sofort auf jene fernen Tage zu kommen:

„Glauben Siee mir, die paar Wochen Nachhilfe bei Ihnen haben aus mir, ich darf fast sagen, einen anderen Menschen gemacht. Durch die täglichen Vorwürfe meines Vaters, ich sei rettungslos dumm, unaufmerksam und faul, — weshalb ich dann im Rechnen die 4 bekommen habe, — war ich ganz mutlos und arbeitsscheu geworden.

Erst als Sie mir das Selbstvertrauen wieder geschenkt hatten, ging es überraschend aufwärts. Schon im folgenden Jahr war ich bei der Eins angelangt und hielt sie das ganze Studium hindurch. Seitdem ist die einst verhaßte Mathematik mein Lieblingsfach. Sie kommt mir jetzt trefflich zu statten!"

Ja, der Lehrer erinnerte sich noch genau, wie man das Büblein zu ihm, als der letzten Rettung, brachte, daß es von der beschämenden 4 wegkommen sollte. Man gab zu verstehen, der Junge stamme aus einer hochgeistigen Familie, sei sonst nicht unbegabt, habe in den Lernfächern und Fremdsprachen nur Einsen und einige Zweien, nur im Rechnen versage er. Der Vater, ein hoher Offizier, schäme sich jetzt seiner und wolle bald nichts mehr von ihm wissen.

Da wußte Lehrer Ernst, was die Stunde geschlagen hatte.

Zwar versicherte der Junge selbst, er wisse nie, wie eine Textrechnung anzupacken sei. Darum wäre in diesem Fach auch jeglicher Fleiß umsonst. Aber der Lehrer bewies ihm mit dem Hinweis auf seine übrigen Lernerfolge, daß er dennoch alle Voraussetzungen für gute Rechenleistungen besitze: Ein gutes Gedächtnis, logische Denkfähigkeit und auch Fleiß. Da wurde es Heinz klar, daß die bei mehreren Erkrankungen entstandenen Lücken nie durch Nachhilfe geschlossen waren, daß er im Unterricht darum nicht mehr mitgearbeitet und die Aufgaben einfach abgeschrieben hatte.

Allmählich fühlte Heinz, hier saß ihm endlich ein verstehender Mensch gegenüber, der ihn nicht ausschimpfte, der an seine Begabung und Kraft, ja selbst an seinen guten Willen glaubte und das wurde ihm beglückender Anstoß zum nochmaligen Anlauf. Die Wiederholung der leichtesten Aufgaben der ersten Klassen schuf das nötige Sicherheitsgefühl.

Die nächsten Beispiele erforderten nur einige Hinweise des Lehrers. Bald konnte Heinz die ersten in der Stunde vorbereiteten Hausaufgaben fehlerlos abliefern. Schließlich wies der Junge die Hilfe des Lehrers zurück mit der Bitte: „Lassen Sie es mich erst allein versuchen!" Und in späteren Stunden setzte er seinen Stolz darein, freiwillig gewählte Aufgaben selbständig anzufertigen. Natürlich erntete er dafür uneingeschränktes Lob. Das spornte ihn zu immer besseren, größeren Leistungen an. Die Freude am Gelingen verwandelte das anfängliche Muß zu einem freudig geübten Wollen.

Bald hatte sich Heinz eine solche Sicherheit angeeignet, daß er jede Aufgabe „leicht" fand. Auf diesen Augenblick hatte der Lehrer gewartet. Eines Tages entließ er den Jungen mit den Worten: „Meine Hilfe ist nicht mehr vonnöten. Du siehst selbst, wie leicht dir jede Rechnung vorkommt. Das ist das sicherste Zeichen, daß du den Stoff beherrschst. Laß dich in Zukunft niemals von der Ueberzeugung deines Könnens abbringen, dann ist dir die Mathematik eine Freude!"

So war es nun auch gekommen.

Allerdings hatten zu diesem Erfolg auch die Eltern ihr Teil beigetragen. Angeregt durch einen Brief des Erziehers, hatten sie in der Folgezeit Vorwürfe und entmutigende Urteile vermieden, dafür ihren Jungen durch geduldige Hilfe und gerne gespendetes Lob zu ausdauerndem Fleiß angespornt.

Ein Erziehungsfehler gefährlicher Art war so noch rechtzeitig gutgemacht worden. Franz Baumeister.

Was wir so reden . . . .

Auch so kann man unsere Zeit kennzeichnen: Es wird zu viel geredet, und um eine geringfügige Angelegenheit werden unnötig viel Worte vertan. Das ist nicht nur ein nutzloser Kräfteverbrauch, sondern das erzieht auch zur Gedankenlosigkeit und — sogar zur Oberflächlichkeit! Wir müssen uns darum mehr in Zucht nehmen. Beschämt und erschreckt würden wir dastehen, wenn man unsere täglichen Aussprüche einmal überprüfen wollte. Haben wir schon einmal darüber nachgedacht, wieviel Unsinn wir reden? Gewiß, wir

sind es gewohnt, die nichtssagenden Fragen unsres lieben Nächsten zu überhören, genau so, wie wir voraussetzen, daß man sich auch bei unseren Worten nicht immer gleich etwas denkt. Würde man dementsprechende Antwort geben, ich glaube, wir wären dann und wann doch einmal böse.

Da fragt z. B. Frau Schulz ihre Freundin, mit der sie sich verabredet hat: „Was, bist du schon hier?" Es ist blanker Unsinn, diese Frage zu stellen, denn sie sieht ihre Freundin ja vor sich. Wenn die nun darauf antworten wollte: „Nein, ich bin noch zu Hause", so würde Frau Schulz sicher ärgerlich werden. Oder zwei Bekannte treffen sich zufällig auf der Rundfunkausstellung und der eine fragt: „Du bist in Berlin?", könnte der andere ebensogut antworten: „Nein, ich bin gegenwärtig in Dresden!" Noch unsinniger aber ist es, wenn man einen Besucher mit den Worten empfängt: „Ach, sie kommen persönlich?", womit gesagt sein soll, daß der Besucher sich selbst bemüht. Denn soweit sind wir ja noch nicht, daß man seinen Geist auf Reisen schickt, einstweilen muß man sich ja noch persönlich bemühen.

Etwas anderes ist es, wenn eine junge Mutter zärtlich ihr Kind fragt: „Wo bist du denn?" Da weiß sie im Ueberschwung ihres Glückes eben keine Worte. Dagegen aber ist es Unsinn, wenn man ein Kind, das sich ein Loch ins Knie geschlagen hat, fragt: „Tut es weh?" Würde das Kind dann, ärgerlich über diese Frage, antworten: „Nein, ich weine nur, weil das dazu gehört!", sollten wir nicht von einer „patzigen Göhre" sprechen.

Die Gewohnheit legt uns solche Fragen in den Mund und wenn sie nur oberflächlich gestellt werden, kann man wohl von einer schlechten Gewohnheit sprechen. So ist es auch, wenn wir am Tage dutzende Mal die Frage stellen: „Wie geht es Ihnen?" Wer will denn eine andere Antwort hören als „Danke, ich bin zufrieden." Nimmt der andere diese Frage dann einmal für bare Münze und will uns mit seinen Verhältnissen vertraut machen, fühlen wir uns unbehaglich. Ja, wir glauben sogar, es sei taktlos, eine Höflichkeitsfrage ernst zu nehmen. Müssen wir dann aber noch hören, daß es dem anderen augenblicklich nicht gut geht, wird die Begegnung peinlich. Wir murmeln dann wohl: „Das tut mir aber leid", wodurch wir einen aufrechten Menschen verletzen. Denn um Mitleid hat er nicht gebettelt.

Wir wissen so wenig voneinander, darum meinen wir, wir müssen alles erfragen. Aber während wir fragen, sind wir schon bei einem anderen Gedanken und hören nicht mehr, was der andere zu sagen hat. Und darum sind wir oft so unruhig.

Ganze Spalten könnte man füllen, wollte man all den Unsinn aufschreiben, der gesprochen wird, wenn man einem andern etwas Schmeichelhaftes sagen will. So erfuhr es eine Bekannte, der ein Herr durch das Telefon bestätigte, daß sie heute reizend aussähe! Noch peinlicher aber erging es einem Herrn, der einer alten Dame zum Tode ihrer hochbetagten Mutter das Beileid ausdrücken wollte. Er war mit seinen Gedanken so sehr abwesend, daß er, anstatt zu kondolieren, ihr die Hand drückte mit den Worten: „Herzlichen Glückwunsch". Die Dame sah ihn einen Augenblick lang betroffen an und erwiderte dann: „O, so bedeutend ist das Erbe nun allerdings nicht!"

Wer Lust hat, setze diese Reihe fort. Das Ergebnis wird das gleiche sein: Wir reden an einem Tage viel Unsinn. Solange solche gedankenlosen Oberflächlichkeiten vor dem Ohr der Erwachsenen bleiben, mag es sein, daß sie keinen Schaden anrichten. Aber das Eine sollten wir nie vergessen: Kinder sehen uns nichts nach! M.-C.



Aufnahme E. Hase

Mein guter Kamerad

Wir saßen im Kreise am Lagerfeuer und blickten verträumt in die helle Glut. Otto erzählte von Freunden und Kameradschaft. Er erzählte Erlebnisse, in denen Freundschaft wahre Wunderwerke vollbracht hatte. „Echte Kameradschaft läßt für einander durchs Feuer gehen!" Eine Weile saßen wir wortlos da, dann begann Karl zu erzählen: „Ich habe einen seltsamen Kameraden, ihr werdet vielleicht darüber lachen, aber ich will ihn dennoch beschreiben. Er ist zwei Kopf kleiner und zehn Jahre jünger als ich." „Dann paßt ihr doch wohl gar nicht zusammen", unterbrach ihn Franz. „O doch. Wir verstehen uns sehr gut," fuhr Karl fort, „mein Kamerad und ich, wir sind meist einer Meinung. Es kommen wohl mal Meinungsverschiedenheiten, besonders bei großer Hitze vor. Dann sagt mein Freund „peng", und ich muß ihn „reparieren". „Was, du reparierst deinen Freund?" brach Emil hervor, die andern schüttelten ungläubig die Köpfe und rückten unwillkürlich näher. „Das verspricht ja interessant zu werden," sagte einer halblaut. „Wenn ich meinen Freund trete, dann holt er aus, was das Zeug hält." „Du trittst ihn, und das läßt er sich gefallen?" Dieser Karl ist doch ein großer Aufschneider," dachte der dicke Werner. Aber unbekümmert um die Zurufe der andern erzählte Karl weiter. „Er ist schön rot und schwarz angemalt." „Eine Freundin meint er," triumphierte der kleine Walther. Lautes Gelächter ringsumher. „Nun laßt mich doch endlich weiter erzählen." Unwillig sagte es Karl und fuhr fort: „Vielleicht ist er sogar besser als eure Freunde. Er ist jetzt sechs Jahre alt. Er trägt mich und mein Gepäck, wir wandern zusammen durch Deutschlands Gaue, über Berg und Tal, durch Wald und Feld. Wir halten zusammen bei Sonnenschein und Sturmwetter. Bloß einen Nachteil hat er . . ." „Er ist stumm!" fiel Erich ihm ins Wort. „Ich kenne deinen Kameraden, es ist ein Fahrrad!" Jetzt verstanden auch die andern, wen Karl mit seinem Freund gemeint hatte. Und Karl beendete seine Schilderung mit den Worten: „Du hast recht, Erich, es ist ein Fahrrad. Ich besitze es jetzt sechs Jahre, und es hat sich stets als ein zuverlässiger Kamerad erwiesen. Darum ist und bleibt mein Fahrrad mein guter Kamerad!"

Gerhard Kerskes.

Photo Hagenbeck

Das Tierparadies

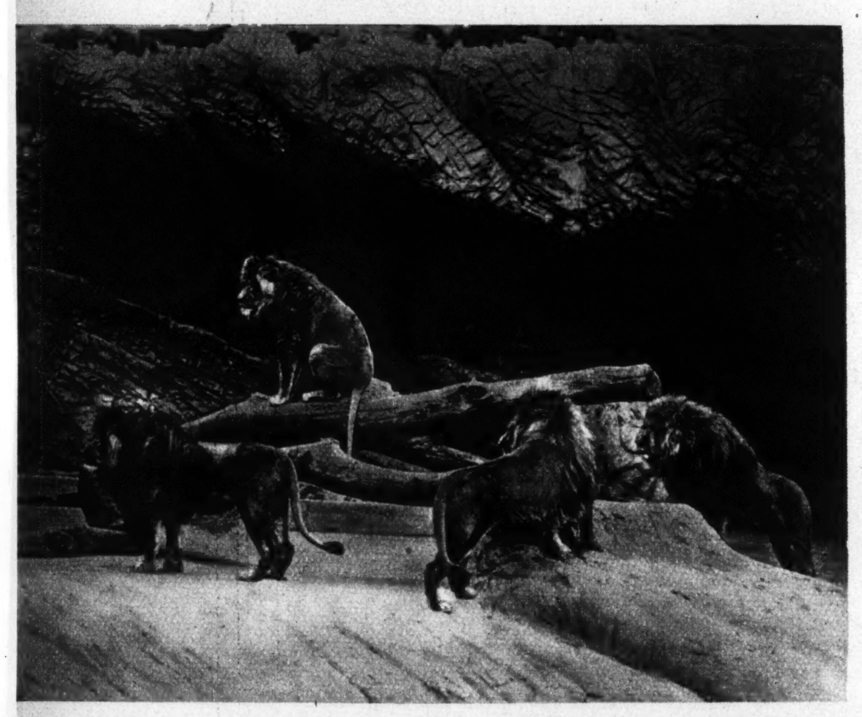
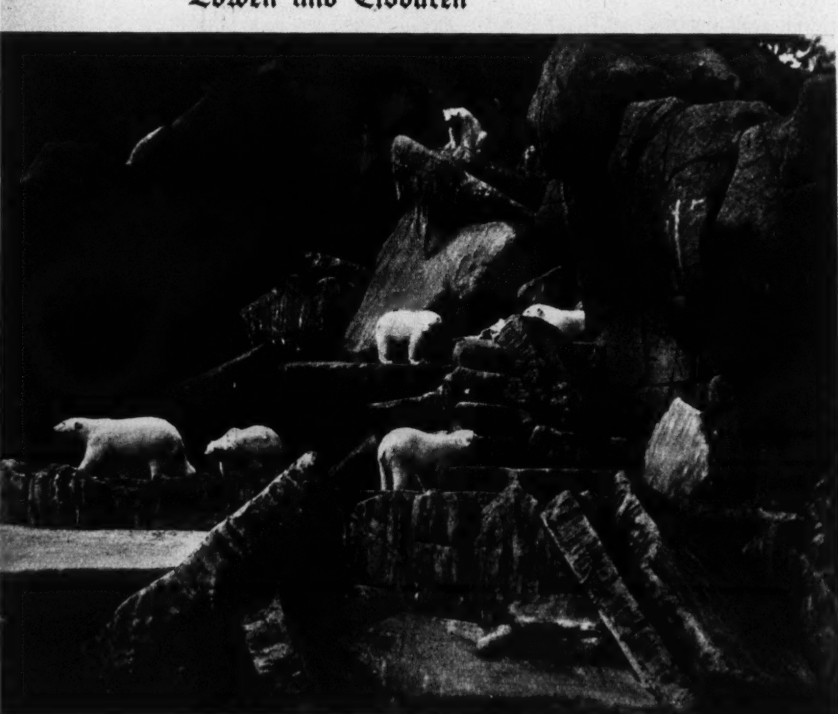


Photo Hagenbeck

Löwen und Eisbären



Warum

von Dr. Arthur Berger

So fragten mich vor wenigen Tagen einige Gäste, von denen ich weiß, daß sie sich ein warmes Herz für Gottes Geschöpfe bewahrt haben. Als ich ihnen darauf mit der Frage antwortete: „Wissen Sie, wie Kawa schmeckt?", sahen sie mich verständnislos an. Ich gab mir viel Mühe, ihnen den eigenartigen Geschmack des aus dieser Wurzel bereiteten Getränkes zu erklären. Je länger ich aber nach Vergleichen suchte, umso weiter gerieten wir auseinander, bis meine Frau entschied, uns Kawa zuzubereiten. Aber nicht nach der Art, die auf den Samoainseln üblich ist, wo man die Wurzel kaut, sondern zerstampft und mit Wasser zersetzt.

Jeder probierte die gelblich-milchige Flüssigkeit. Darauf teils Nicken, teils fragendes Hochziehen der Schultern. Daß sich über den Geschmack nicht streiten läßt, ließ sich auch in diesem Falle wieder feststellen. Aber dafür konnten sich die Freunde nun eine Vorstellung machen von Kawa. Was ich aber mit diesem Experiment erreichen wollte, hatte ich erreicht, die Frage: „warum zoologische Gärten" brauchte ich kaum noch zu beantworten. Gewiß, das Beispiel mag hinken, denn der Geschmack gehört in die Welt der Begriffe. Aber auch bei den sinnlich wahrnehmbaren Dingen ist es so: das Beispiel überzeugt am stärksten. Ich kann ein Tier malen, kann es photographieren, in Stein formen, sodaß der Betrachter sich eine Vorstellung von ihm machen kann, aber dennoch wird es nicht erschöpfend dargestellt werden können. Im Leben wirkt es oft so ganz anders. Am auffälligsten habe ich das beim Abu Markub, dem Schuhschnabel, feststellen können. Durch ein sehr gutes Buch und wundervolle Freiheitsaufnahmen war das Interesse für diesen merkwürdigen Vogel in weiteste Kreise getragen worden. Als dann der Vogel lebend zum erstenmal in einem Zoo gezeigt wurde, herrschte allgemeines Staunen der Enttäuschung, man hatte sich diesen Vogel viel wirkungsvoller vorgestellt.

Gerade umgekehrt aber verhielt es sich mit dem See-Elefanten. Selbst Zoologen, alte Tiergartendirektoren, kamen aus dem Staunen nicht heraus, als Hagenbeck zum ersten Male diesen Südpolarriesen nach Europa brachte. So wuchtig hatte sich niemand dieses Tier vorgestellt.

Wenn aber schon kundige Zoologen überrascht werden, wieviel mehr die breiten Volksschichten? Ihnen aber wollen wir doch gerade zeigen, wie vielfältig die Natur seine Geschöpfe hervorbringt. Und das darf man wohl behaupten, daß ein kurzer Anschauungsunterricht im Zoo unendlich mehr wirkt, als alle noch so vorbildlichen Unterrichtsstunden in der Schule.

Aber noch eine Frage lag in dem „Warum Zoo?" Hier meldete sich ein warmfühlendes Herz, das da glaubte, der Wissenschaft würden so viele Tiere geopfert, edle und gemeine, daß es ein Menschenherz betrüben könne. Wer so fragt, kennt keinen Zoo und Vater Heck, der Seniorchef des Berliner Tiergartens,

Zoo?

mit 8 Aufnahmen aus Carl Hagenbecks Tierpark in Stellingen bei Hamburg

kann wütend werden, wenn jemand eine solche Frage an ihn richtet.

Denn in Wahrheit werden den Tiergärten zuliebe keine Tiere geopfert, sie führen vielmehr ein fast beneidenswertes Dasein. Das aber erst, seit Carl Hagenbeck in Stellingen bei Hamburg einen Tiergarten schuf, der zum Vorbild für alle Tiergärten der Welt wurde und der, das muß gesagt werden, heute noch unerreicht dasteht. Er schuf zum ersten Mal in der Geschichte eine den Tieren ursprünglich angepaßte Umgebung, indem er nicht nur die Landschaft nachformte, sondern all die Tiere in einem weiträumigen Gehege zusammenbrachte, wie das in der Natur, in der freien Wildbahn, der Fall ist, wobei er allerdings darauf verzichten mußte, einander feindlich gesinnte Tiere zu vereinigen. Denn als oberstes Gesetz verfolgte er den Friedensgedanken und gab der in der freien Natur bedingten Mordlust keine Gelegenheit. So sehen wir in den neuzeitlichen Tiergärten heute Strauße, Elenantilopen, Zebras, Gnus, Gazellen u. a. in einem Gehege in friedlicher Gemeinschaft. Sie gehören zusammen, denn in ihrer Heimat leben sie einträchtig beieinander und teilen dort Futterreichtum ebenso wie Not und Gefahren. Damit schuf Hagenbeck ein echtes biologisches Bild, und zugleich vermittelte er den Besuchern eine übersichtliche Vorstellung vom Leben dieser Tiere.

Wie groß heute das Interesse für solche modern eingerichteten Tiergärten ist, mag die eine Zahl beweisen, daß in diesem Jahre an einem einzigen Sonntag z. B. der Berliner Zoo von etwa 80 000 Menschen besucht wurde, wovon die Mehrzahl bestimmt Jugendliche waren. Den Schulen aber bieten sie unersetzliche Anschauungsmittel.

Wer, wie ich, die Tiere in der Wildnis, im Eismeer und in den heißen Ländern, belauscht hat, weiß, ob das Tier es im Zoo gut hat oder die Freiheit schmerzlich entbehrt. Grundsätzlich möchte ich sagen, daß das Tier seine Freiheit nicht entbehrt, denn vielfach ist es sogar im Zoo geboren, Wildfänge gewöhnen sich außerdem bald an diese neue Umgebung. Hier ist das Tier den Verfolgungen seiner Feinde nicht mehr ausgesetzt, hier wird es nicht von Parasiten zu Tode gemartert, denn für seine Gesundheit sorgt der Zooarzt, der mit viel Liebe täglich jedes Tier beobachtet, untersucht und sofort einschreitet, wenn seine Hilfe nötig wird. Wir haben aber auch einen untrüglichen Maßstab dafür, ob das Tier unter der sogenannten Gefangenschaft leidet: Die Nahrungsaufnahme und die Fortpflanzung. Und gerade die erstaunlichen Züchtungserfolge der letzten Jahre sind der beste Beweis gegenüber den sogenannten Tierschützlern, die den Zoo verdammen möchten. Im Zoo ist den Tieren der Tisch immer reich gedeckt, ja, sie kennen den Nahrungsmangel überhaupt nicht. Gegen die Unbill der Witterung schützen sie die Ställe. Wie

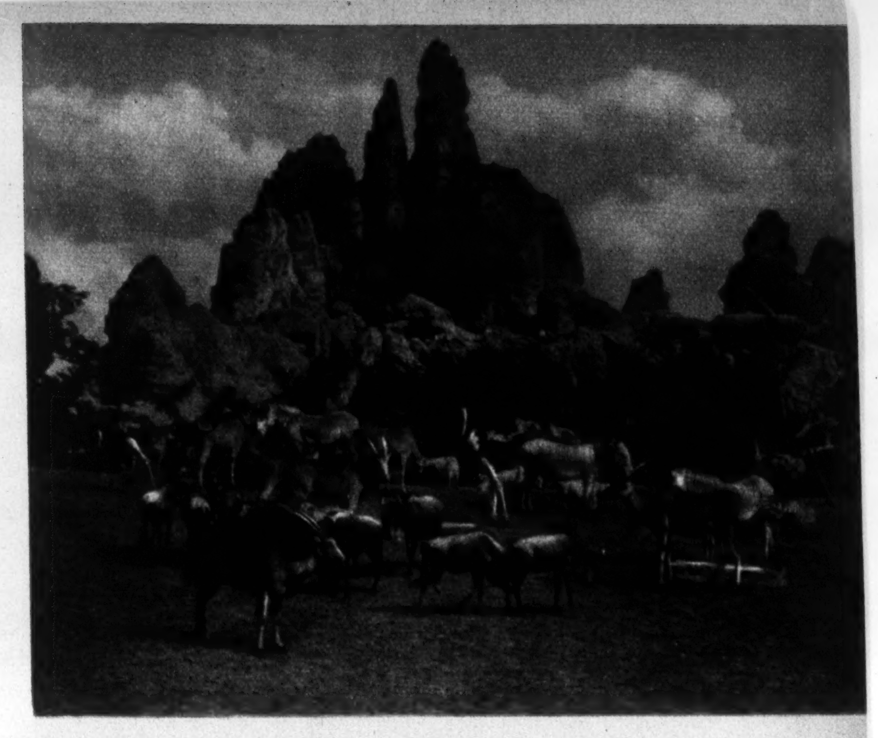


Photo Hagenbeck

Abessinische Steppe bei Hamburg



Photo Hagenbeck

Steinböcke — See-Elefanten und Pinguine





Photo Hagenbeck

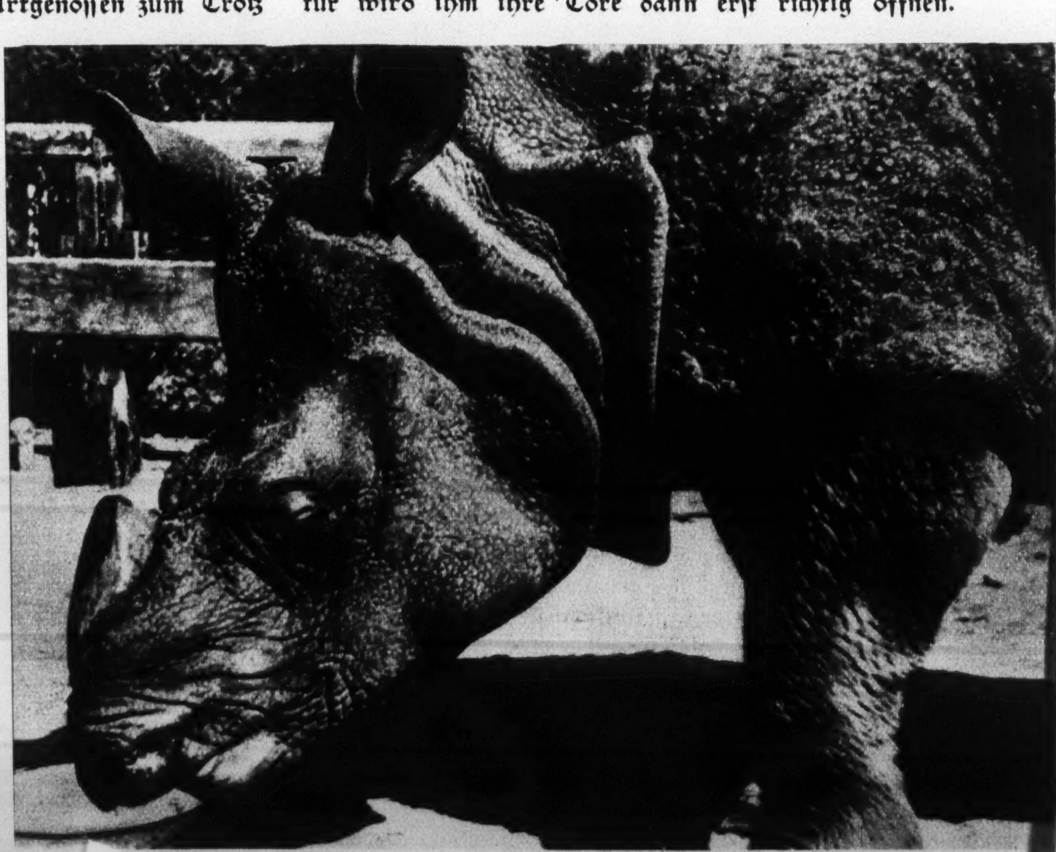
Flamingos aus der Familie der „langbeinigen Philosophen"

sehr aber ein Tier sich an den Menschen gewöhnt, bewies uns ein auf einer Farm gehaltener Colobusaffe. Er hatte sich so sehr uns angeschlossen, daß er später allen Lockungen seiner Artgenossen zum Trotz bei uns blieb, obschon er den Weg in die Freiheit leicht hätte finden können. Im Gegenteil, er kuschelte sich schutzsuchend an meine Frau, wenn sie im nahen Urwald mit ihm spazieren ging, und seine Brüder und Schwestern nach ihm riefen. Und ganze Herden von Antilopen habe ich gesehen, die ohne besondere Vorkehrungen durch die Steppe getrieben wurden, ohne zu den hier äsenden Wildherden zu stoßen oder auch nur einen Fluchtversuch zu machen.

Dafür aber sollten diese „Tierschützler" sich einmal der wirklich bemitleidenswerten Kreatur annehmen, denen „Frauchen" dadurch das „Tierparadies" schaffen will, daß sie den armen Mops zu einem asthmatischen Fettkloß heranzüchtet, oder den Kanarienvogel in die heißeste, prallste Sonne stellt, „damit er sich auch der lieben Sonne freue". Sie weiß nicht, daß die Tiere in freier Natur statt Sonnenglut den Schatten ebenso bevorzugen wie wir Menschen. Auch darum sollten sich die „Tierschützler" kümmern, ob das ein Hundeleben oder ein „Hundeleben" ist, wenn das arme Tier den ganzen Tag in einer engen Etagenwohnung leben muß und des abends nur „ein Viertel Stündchen" an die Luft geführt wird. Solche armen Geschöpfe können einem leid tun, dagegen leben die Tiere im Zoo in einem wirklichen Paradies.

Warum also zoologische Gärten? Weil sie aufklärend wirken, weil sie das Verständnis für die Tierwelt und für den wahren Tierschutz wecken, vor allem aber, weil sie für die Naturverbundenheit der Städter sorgen und die Kenntnis der Tierwelt ferner Zonen vermitteln.

Und noch eines: Vor einiger Zeit traf ich im Grunewald ein Ehepaar, das staunend ein paar prächtig blau und braun gefärbte Vögel beobachtete. Sie glaubten, es wären exotische Vögel aus dem Zoo entflogen. Und doch handelte es sich um den schönsten deutschen Vogel: die Blaurake. Wer weiß heute, daß in nächster Nähe von Berlin nicht nur diese wenig gesehenen Vögel, sondern auch Trappe, Birkhahn, Schwarzstorch, ja, Seeadler, Kranich und Fischreiher brüten. Wenn erst die Heimatzoos eingerichtet sind, wird mancher staunen, welchen Formenreichtum unsere heimische Fauna aufzuweisen hat, und die Natur wird ihm ihre Tore dann erst richtig öffnen.



Wenn man den alten Herrn Nashorn so sieht, glaubt man, er habe die Trägheit erfunden. Aber täuschen wir uns nicht, er kann in seiner Heimat Afrika unangenehm schnell laufen und ist wendiger, als man ihm das zutraut

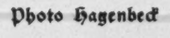


Photo Hagenbeck

Ab vom Gängelband

Beim Anblick eines kleinen hilflosen Erdenbürgers drängen sich uns unwillkürlich Vergleiche mit den kleinen Tierkindern auf. Kaum hat das Küken die Eierschalen abgeworfen, da rennt es schon pickend fort. Kaum geboren stehen Kälbchen, Füllen, Lamm und Zicklein auf noch ein wenig ungelenken Beinen, die sie aber schon nach wenigen Stunden zu windschnellem Lauf gebrauchen können. Selbst die im Anfang sich tollpatschig benehmenden Tiere lernen nach überraschend kurzer Zeit, ihren eigenen Weg zu gehen. Nur der Mensch — der muß erst essen und gehen lernen. Was würde er ohne die sorgliche Mutter?

Nach ein paar Monaten schon stellt so manche junge Mutter fest, daß ihr Kind sich ungewöhnlich langsam entwickelt. Die Ungeduld zupft an der Knospe und möchte gar zu gern schon vorzeitig die Blüte sehen. „Ich verstehe das nicht, unser Hänschen macht auch gar keine Anstalten zum Laufen! Sobald ich ihn auf die Füße stelle, knickt er zusammen. Wie ganz anders dagegen entwickelt sich Nachbars Peter. Der läuft nun schon ganz stramm und ist doch auf den Tag genau so alt wie unser Bub!" So meint die junge Mutter und glaubt, sie müsse hier nachhelfen. Auch dem Vater will es so scheinen. Man will den Nachbarn doch nicht nachstehen, also: her mit dem Gängelband!

„Hör' doch endlich auf, dem großen Mädel von einem Jahr noch die Flasche zu geben. Du hast doch gestern erst gesehen, wie manierlich Schulzes Gretchen schon aus einer Tasse trinken kann. Das muß unsere nun endlich begreifen." Darauf wird dem sich langsamer entwickelnden Kind die Flasche mit Gewalt fortgenommen. Schulzes Gretchen soll nicht allein dastehen. Könnte das nicht aussehen, als wäre das eigene Kind minder begabt? Zwar schreit und jammert das arme Wurm nach seiner Flasche und nimmt schließlich den Becher, den es ein wenig später sowieso bevorzugt hätte, aber richtig satt wurde es in der ersten Zeit nicht. —

„Unser Junge ist wirklich zu langweilig und schwerfällig. Der kleine Zweijährige von nebenan kann schon kleine Gedichte nachsprechen und sogar Verschen singen. Unser aber? Dabei ist er noch ein paar Monate älter. Ich weiß nicht, was mit dem Kind los ist. Er muß doch endlich das Sprechen lernen." So klagt die junge Mutter ihrem Mann ihr Leid. Da muß eben nachgeholfen werden, denkt der Vater und nimmt sich den Sprößling vor. Immer wieder spricht er ihm die Worte vor. Mit großen Augen sieht der Kleine den Vater an. Wozu das wohl, denkt er vielleicht und sieht nicht ein, warum er diese Worte papageienhaft nachplappern soll. Er ist doch ein anderes Temperament wie Nachbars Kurt.

Wir könnten diese Beispielreihe bis ins Ungemessene fortführen. Es ist nicht immer gekränkte Eigenliebe, die die Eltern bestimmt, vorzeitig nachzuhelfen, bis sie kleine Dressurprodukte herangezogen haben. Sie wissen es ja vielfach nicht, daß sie ihr Kind dahin „gängeln", wo es so schnell noch nicht hinwill, weil das seiner natürlichen Entwicklung widerspricht. Wie eine zarte Pflanze Luft und Sonne, eine verständnisvolle Pflege und vor allem — Ruhe zum Wachsen braucht, so muß auch dem Menschenkind Zeit und Raum gelassen werden, damit es sich natürlich, also ohne Zerren und Drängen und ohne Gängelband, entwickeln kann.

Das Gängelband ist immer nur von Schaden. Laßt, Mütter, die Natur das wirken, was sie angefangen hat, denn sie denkt in vielem anders als wir Menschen. Das Gängelband aber will dieser natürlichen Entwicklung vorgreifen und etwas herbeizerren, was nicht der Wahrheit entspricht. Die Natur läßt sich das auf die Dauer nicht gefallen. Die rächt sich. Ob es sich nun um ein Gängelband für den Körper oder für den Geist handelt, das ist gleich. Die Gliedmaßen, die sich nicht frei und ohne Stütze (gleich Krücke) entwickeln können, werden schlaff und wenig widerstandsfähig. So auch, was das Charakterliche angeht. Erziehen wir unsere Kinder von früh auf zu einer natürlichen Selbständigkeit und stehen wir nicht immer mit dem Gängelband zur Seite, dann werden aus unseren Kindern Männer und Frauen, die mit sich und ihren Veranlagungen etwas anzufangen wissen.

Also: Ab vom Gängelband!

Von
Iris v. Seckendorff

Was sollen unsere Kinder werden?

Die technisch-wissenschaftliche Assistentin

Mit drei Aufnahmen der photographischen Lehranstalt des Lette-Vereins

Lette-Haus Berlin, ein schönes, großes Gebäude. Breite Treppen führen über luftige Flure zur „Photographischen Lehranstalt". Hier werden die technischen Assistentinnen ausgebildet, deren Beruf heute im Vordergrund des Interesses steht, denn technische Assistentinnen werden gesucht, sie werden nötig gebraucht in Laboratorien, Forschungsstätten und Instituten, in der Industrie und in der Wissenschaft.

Zunächst gehen wir durch die Räume der photographischen Fachabteilung. „Photographie ist die Mutter des Berufs der technischen Assistentin", erklärt uns die Führerin. „Als der erste Röntgenapparat in der Charité aufgestellt wurde, schickte man uns eine Dame zur Ausbildung im Photographieren und Entwickeln. Sie sollte später bei den Röntgenaufnahmen helfen und mußte vorher über die technischen Kniffe Bescheid wissen, die das Röntgen mit der Photographie gemeinsam hat. Wir haben dann, auf Anregung der Technischen Hochschule als erste Anstalt regelrechte Kurse für R ö n t g e n a s s i s t e n t i n n e n eingeführt. Heute ist es ein staatlich anerkannter Beruf, der genaue Ausbildungsvorschriften besitzt. Die Röntgenassistentin braucht nicht nur gründliche technische Erfahrung für die Bedienung des Röntgenapparates, sie muß auch medizinische Kenntnisse haben, um zu wissen, worauf es ankommt, um den Arzt, der die Röntgenaufnahme anordnet, sofort ohne zeitraubende Erklärungen zu verstehen. Die Ausbildung dauert drei Halbjahre, anschließend wird ein Halbjahr Praktikum verlangt."

Wir gehen durch die modernen schönen Räume mit ihren Aufnahmeapparaten aller Systeme. Eine ärztliche Sprechstunde im benachbarten Zimmer liefert den Schülerinnen das „Material" für ihre praktischen Uebungen am Apparat. Kinder kommen, Erwachsene, alte Leute. Da heißt es für die Schülerinnen, Menschenkenntnis zeigen, Geduld, Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft. Wir verstehen, daß die Schülerinnen für solch einen Beruf nicht zu jung sein dürfen. 18½ Jahre ist nach den ministeriellen Vorschriften das Mindesteintrittsalter in die Ausbildung. Mittlere Schulreife ist Vorbedingung.

In der Praxis des Krankenhausbetriebes wurde die Röntgenassistentin oft mit herangezogen zu wichtigen und technisch schwierigen Laboratoriumsversuchen. Sie besaß ja sowohl medizinische Kenntnisse, als auch technische Fertigkeiten. Konnte sie nicht lernen, ein Präparat zu mikroskopischen Untersuchungen herzustellen? Sie wußte doch mit Photographie Bescheid. Konnte sie nicht eine mikrophotographische Aufnahme für die wissenschaftliche Abhandlung machen, die der Professor grade über krankhafte Gewebe schrieb? Die Röntgenassistentin mußte ihre Kenntnisse immer mehr vertiefen und erweitern; Chemie, Physik, Physiologie waren unerläßlich für sie, ebenso die Handhabung all der Geräte, die in klinischen Laboratorien gebraucht werden. Das Lettehaus nahm einen zweiten Lehrkursus auf: d i e A u s b i l d u n g v o n L a b o r a t o r i u m s - u n d R ö n t g e n a s s i s t e n t i n n e n. Die Schülerinnen, die hier in fünf Halbjahren ausgebildet werden, können vielseitige Verwendung finden in medizinischen Instituten, Krankenhäusern, wissenschaftlichen Laboratorien. Auch sie müssen sich ein halbes Jahr in der Praxis bewährt haben, bevor sie nach dem Examen die staatliche Anerkennung erhalten. Auch für sie gilt die Vorschrift der mittleren Reife und des Mindestalters von 18½ Jahren. — Für solche Schülerinnen, die aus geldlichen oder zeitlichen Gründen nicht die fünfsemestrige Ausbildung durchmachen wollen, gibt es noch einen besonderen Kursus, der nur zur L a b o r a t o r i u m s a s s i s t e n t i n ausbildet. Er dauert drei Halbjahre wie der der Röntgenassistentin.

Wieder gehen wir von Raum zu Raum. Besonders eindrucksvoll ist die Bakteriologie. Kulturen mit Typhusbazillen, mit Eitererregern, mit allen Feinden der Menschheit, denen die ärztliche Wissenschaft die Fehde angesagt hat, werden hier untersucht. Die technische Assistentin ist die Helferin in dem Streit für die Volksgesundheit. In unendlicher geduldiger Feinarbeit stellt sie Kulturen her, in denen sich die Bazillen entwickeln, bringt sie unter das Mikroskop, bestimmt nach ihrem Verhalten, ob der Verdacht auf die Krankheit, die der Arzt nach den sonstigen Anzeichen beim Patienten vermutet, sich bewahrheitet. Von ihrer Genauigkeit, ihrer Gewissenhaftigkeit, ihrem medizinischen und allgemeinwissenschaftlichen Verständnis hängt es ab, welche Diagnose gestellt wird, welche Heilbehandlung der Kranke erfährt. Ein verantwortlicher Beruf!

Dieselbe Verantwortung, dasselbe Einfühlenkönnen in wissenschaftliche Fragen, dasselbe schnelle Erfassen, geduldiges Verfolgen neuer Aufgaben wird von einer andern Gruppe von technischen Assistentinnen verlangt: der A s s i s t e n t i n f ü r c h e m i s c h e u n d b i o l o g i s c h e L a b o r a t o r i e n. In vier Halbjahren wird sie ausgebildet. Mit 16½ Jahren kann sie in die Schule eintreten. Heute wird gerade auf biologischem Gebiet mit neuem Forschereifer gearbeitet. Der Bedarf an Helferinnen in den biologischen Instituten kann nicht befriedigt werden! Die Nahrungsmittelchemie wird immer mehr entwickelt. Die Industrie verlangt nach Menschen, die fähig sind, chemische Analysen zu machen, bei der Suche nach neuen Werkstoffen, neuen Verbindungen mit dem Rüstzeug der chemischen Wissenschaft zu helfen. Ein weites, aussichtsreiches Feld der Betätigung für die Frau!

Für die Frau? fragen wir etwas erstaunt. Ist das nicht Männerwerk? Nein, die technische Assistentin ist ein rein weiblicher Beruf, erhalten wir zur Antwort. Kein Mann bringt die Geduld auf für die unendliche,

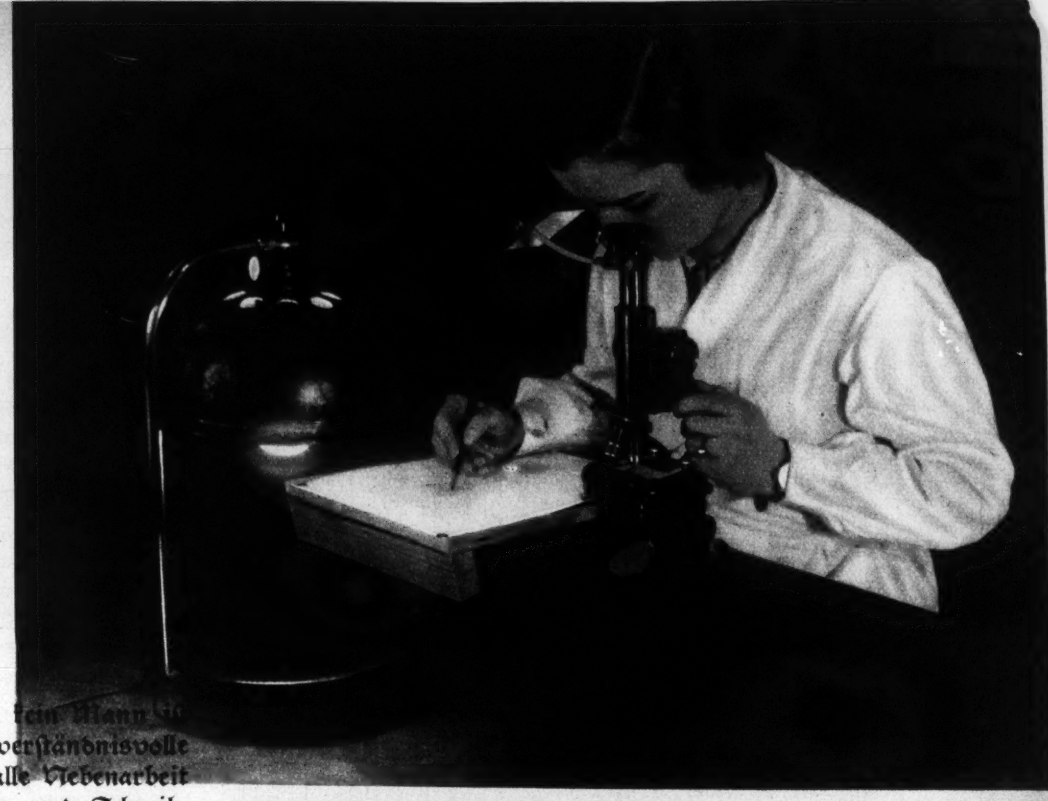
Oben: Technische Assistentin an medizinischen Instituten beim mikroskopischen Zeichnen.

*

Mitte: Technische Assistentin für chemische und biologische Laboratorien bei der Milchuntersuchung.

*

Unten: Die gleiche technische Assistentin an der analytischen Waage.



täglich sich wiederholende Kleinarbeit, kein Mann ist dem Forscher, dem Gelehrten eine so verständnisvolle und zuverlässige Gehilfin, die ihm alle Nebenarbeit wegnimmt (einschließlich Stenographie und Schreibmaschine!). Ab und zu haben Männer versucht, die Ausbildung durchzumachen. Sie haben sie alsbald wieder verlassen, spätestens haben sie sich in der Praxis so schnell wie möglich andern Aufgaben zugewandt. Aber die Frau blieb. Sie setzte sich immer mehr durch. Je nach ihrer Begabung und Zuverlässigkeit vermochte sie auch immer selbständigere Posten zu erringen. Die technische Assistentin ist ein Beruf, der eine Frau ganz ausfüllen kann, der ihr das Glück wirklicher Berufsfreude gibt.



Aber wir haben die Reihe technisch-wissenschaftlicher Berufe, für die das Lettehaus ausbildet, noch nicht beendet. Neue Zimmerfluchten tun sich dem Besucher auf. Die Metallographin und Werkstoffprüferin arbeitet hier. Eine interessante Aufgabe. Bei einer Aluminiumfirma kommt eine Beschwerde an, ein Aluminiumkochtopf werde zu schnell zerfressen, der Aufdruck „reines Aluminium" sei darum eine Irreführung. Der Käufer verlangt Schadensersatz. Die Materialprüfung klärt den Fall. — Eine Maschinenfabrik sucht nach einem Metall, das besonders fest und besonders zähe ist. Die Materialprüferin erhält Proben, die sie auf ihre Brauchbarkeit hin untersucht. Viel technisches Verständnis gehört dazu, diese Aufgaben richtig zu lösen. „Die Metallographin ist ein halber Ingenieur, ein halber Chemo-Physiker und ein ganzer Kerl" lacht jemand. — Auch hier kommt es auf allerfeinste Kleinarbeit an. Auch hier handelt es sich um eine ausgesprochene Frauenarbeit. Und um eine sehr aussichtsreiche dazu! Metallographinnen werden heute von der Schule weg mit 200 bis 250 RM. angestellt.



Die Ausbildung dauert fünf Halbjahre, mit 18 Jahren kann man anfangen. Mittlere Schulreife ist Voraussetzung.

Neben dem Lettehaus in Berlin gibt es in Deutschland noch eine Reihe von ähnlichen Ausbildungsanstalten für die künftige technische Assistentin. Wer sich für den Beruf interessiert, wendet sich aber am besten zunächst an die Berufsberatung, um zu erfahren, ob er auch die notwendige physische und psychische Eignung besitzt, bevor er die Ausbildung beginnt.

Dr. Annemarie Wulff.

Wie kommt mein Junge zur Kriegsmarine?

Für den Volksgenossen aus dem Binnenlande, der gar nicht oder nur selten an die See kommt, der günstigstenfalls einmal auf eine „Kraft-durch-Freude"-Fahrt einem unserer Kriegsschiffe auf See begegnete, sind die Männer, die auf den grauen Schiffen Dienst tun, vom geheimnisvollen Schimmer der Romantik umkleidet. Sieht der Binnenländer einen Matrosen mit flatternden Mützenbändern auf Urlaub durch die Straßen seines Städtchens gehn, hört er das Klirren des Offiziersdolches, wenn ein Leutnant frohbeschwingt mit seiner blauen Uniform im Gewühl der Großstadt erscheint, dann wird wohl bei den meisten irgend ein Bild auftauchen, das mit der See, mit der Ferne zusammenhängt: blauer Tropenhimmel über tiefblauem Meer, grünwedlige Palmen, schlank und im Winde sich wiegend, schaumweiße Brandung an den Riffen einer Korallenlagune der Südsee.

Es ist eigenartig, daß für die meisten Binnenländer das Leben des Kriegsschiffsseemanns nur mit weltweiten Auslandsfahrten, mit rauschenden Festen und hier und da einmal mit einer Schießübung oder einer herrlich gemütvollen „Segelpartie" — womit sie den Bootsdienst ewig zu verwechseln pflegen! — in Verbindung steht. Und doch ist grade der Dienst auf den stählernen Schiffen der Kriegsmarine einer der härtesten und anstrengendsten, die es gibt — aber, und das sagt einer, der an diesen Dienst noch heute mit freudigem Stolz und Wehmut zurückdenkt — der schönste, den es im ganzen Vaterlande geben kann! Jawoll, der schönste — denn er erzieht ganze Männer und stößt selbsttätig alle aus, die den hohen Anforderungen nicht voll und ganz gewachsen sind. Außerdem bildet grade die Kriegsmarine den Schmelztiegel der Besten der ganzen Nation. Hier gibt es keine Landsmannschaften, keine Stammesunterschiede, keine Preußen, Bayern, Sachsen, hier sind Söhne aller deutschen Stämme zusammengefaßt, zusammengeschweißt zu einer Gemeinschaft, zu einer Blutsbruderschaft, die nur eine Heimat, ein Land kennt: das ganze deutsche Reich.

Tief steckt in jedem wahrhaften Deutschen der Sinn für des Mannes stolzeste Zier: die Waffe. Selbst die Jahre der Systemzeit haben diese Freude am Waffenhandwerk nicht ausrotten können und jetzt, unter den weit gebreiteten Schwingen des Adlers der Bewegung, unter den siegreichen Hakenkreuzbannern kann sich diese Freude, dieser Stolz erst recht entfalten, zur Ehre der Nation, zum Schutze des Landes.

Immer wieder hat es die Jungmannschaft zur See gezogen, irgendwie pulste in vielen deutschen Jungmännerseelen der Tropfen Seefahrerblut, der aus grauen Vorzeittagen in jedem Deutschen verborgen ist. Und da ist es die Kriegsmarine von jeher gewesen, die mit merkwürdiger Sicherheit die meisten anzog. Hier, auf den Schiffen und Booten der Marine, wird echtes Mannestum gepflegt, hier wird der junge Mensch zum disziplinierten, freiwillig gehorchenden, mutigen, verantwortungsbewußten Seemann und Soldaten erzogen, zu einem Kerl, der Tod und Teufel nicht fürchtet, zu einem wahrhaften Menschen, zu einem trotzigen Kämpfer, zu einem, auf den das Land mit Recht stolz sein darf.

Es ist der Spezialist der Kriegsmarine, der neben dem tüchtigen Heizer und Matrosen Seeleute erzieht — denn Seeleute sind sie letzten Endes alle, einerlei, ob sie auf dem Kreuzer die Oeldüsen bedienen oder auf dem Panzerschiff im 28-Zentimeter-Turm ihren Mann stehn — es ist die Spezialausbildung in den verschiedensten Dienstzweigen, die den Marinemann erst zum Kriegsschiffsmann macht. Ungeheuer groß ist das weite Gebiet, das beherrscht werden muß. Da ist allein im Waffendienst die Artillerie, Torpedowaffe, Mine, alle haben sie wieder Sonderausbildungen, so bei der Artillerie beispielsweise die Geschützführer, die Befehlsübermittler, die Entfernungsmesser, Munitionsmänner, Feuerwerker. Da sind die Spezialisten der Signallaufbahn, die Funker, die Nachrichtenleute, die Sperrleute, U-Bootsmänner, Torpedospezialisten, die Marine-Artilleristen der Küstenwerke, die Flak (Flieger-Abwehr-Kanonen) leute, die verschiedensten Spezialisten der technischen Laufbahnen. Und jeder, der den Marinedienst nach Ablauf seiner 12½- bis 13jährigen Dienstzeit verläßt, hat neben einer ausgezeichneten Allgemeinausbildung, neben seemännischen Kenntnissen und neben der Erweiterung seines Gesichtskreises — denn heutzutage kommt tatsächlich jeder Kriegsschiffsmann irgendwann einmal ins Ausland — eine ganz ausgezeichnete Spezialausbildung erlangt, die ihm in seinem späteren Zivilberuf zustatten kommen wird.

Fritz Otto Busch, Korvettenkapitän a. D.

*

Bedingungen für den Eintritt in die Kriegsmarine:

1. Allgemeines

In der Kriegsmarine werden in erster Linie längerdienende Freiwillige eingestellt. Der Dienst auf See und an den hoch entwickelten Waffen und Anlagen verlangt sorgfältige Ausbildung und jahrelange Erfahrung. Die ernsten Aufgaben der Marine bedingen, daß nur sittlich, geistig und körperlich hervorragende Bewerber, die neben ihrer sonstigen Eignung Lust und Liebe zum Wehrdienst in der Kriegsmarine haben, eingestellt werden.

Der größte Teil der Freiwilligen wird für den Flottendienst eingestellt, und zwar je nach Laufbahn am 1. Januar, 1. April oder 1. Juli jeden Jahres.

Am 1. Oktober jeden Jahres werden neben Wehrpflichtigen Freiwillige für den Küstendienst eingestellt.

2. Bedingungen

Deutsche Reichsangehörigkeit, arische Abstammung, vaterländische Gesinnung, unbescholten, unverheiratet.

Alter: Für Flottendienst vollendetes 18. bis vollendetes 21. Lebensjahr, für Küstendienst vollendetes 18. bis vollendetes 25. Lebensjahr.

Größe möglichst nicht unter 1,60 m.

Gesundheit: Die Bewerber sollen für ihr Alter gut entwickelt, kräftig gebaut und frei von solchen Fehlern (insbesondere ansteckenden Krankheiten) sein, die ihre Gesundheit, Beweglichkeit und Ausdauer nennenswert beeinträchtigen. Sie müssen nach marineärztlichem Urteil tauglich sein.

Brillenträger werden nur ausnahmsweise eingestellt.

Die Zähne müssen vor der Einstellung instandgesetzt sein.

Vorbildung: In einer Aufnahmeprüfung wird ein bestimmtes Maß von Kenntnissen (Anforderungen der Volks- und Fortbildungsschule), geistige Gewandtheit, rasches Auffassen und klares Urteil verlangt. Besonders erwünscht sind:

Seeleute, See- und Haff-Fischer,
technisch Vorgebildete aus der Metallindustrie und Handwerker aller Art.

Bei Berufshandwerkern wird, von seltenen Ausnahmefällen abgesehen, die Gesellenprüfung gefordert. Für nicht handwerksmäßig vorgebildetes Personal besteht nur geringer Bedarf. Schüler höherer Lehranstalten ohne abgeschlossene Schulbildung, die keinen bürgerlichen Beruf erlernt haben, werden nur in Ausnahmefällen eingestellt.

Bevorzugt werden Bewerber, die im Arbeitsdienst waren oder turnerisch oder sportlich gut vorgebildet sind (Marine-H.J.). Ferner werden — bei sonst gleicher Eignung — bevorzugt: Freischwimmer und Besitzer von Sportabzeichen, Kriegerwaisen und Söhne kinderreicher Familien.

3. Einstellungsgesuch

Das Einstellungsgesuch ist mit dem Vermerk: „Gesuch um Einstellung in den Flottendienst" oder „Gesuch um Einstellung in den Küstendienst"

an den II. Admiral der Nordsee (Einstellung) in Wilhelmshaven oder
an den II. Admiral der Ostsee (Einstellung) in Kiel

zu richten. Meldung jederzeit, ½ bis 1 Jahr vor dem gewünschten Eintrittstag. Gleichzeitige Meldung in Kiel und Wilhelmshaven ist nicht statthaft. Deutsche im Auslande haben die Vermittlung der Deutschen Konsulate in Anspruch zu nehmen. Einstellungsanträge bei höheren militärischen oder staatlichen Dienststellen sind zwecklos. Sie werden dem Bewerber ohne Bescheid zurückgeschickt. Dem Einstellungsgesuch ist ein ausführlicher Lebenslauf beizufügen. Er ist von dem Bewerber selbst auf sauberem Papier mit Tinte zu schreiben und muß mindestens enthalten:

Vor- und Zuname, Geburtstag und -ort, Angaben über Schulbesuch, Beruf und Beschäftigung oder Arbeitslosigkeit nach der Schulentlassung, genaue und deutliche Anschrift.

Jedem Gesuch ist Briefumschlag mit Anschrift des Bewerbers und ein Lichtbild beizufügen. Mündliche Meldung in Wilhelmshaven oder Kiel ohne ausdrückliche Aufforderung dazu ist nur erwünscht, wenn der Bewerber im Besitz genügender Barmittel für die Hin- und Rückreise ist.

4. Einstellungsverfahren

Geeignet erscheinende Bewerber werden angewiesen, weitere Ausweispapiere (Geburtsurkunde, Schul- und Arbeitszeugnisse u. a.) einzureichen und sich ärztlich untersuchen zu lassen.

Geeignete Bewerber erhalten einen „vorläufigen Annahmeschein". Einberufen wird später nach Bedarf durch eine Gestellungsaufforderung. Wer der Aufforderung nicht Folge leistet, hat auch für später die Aussicht auf Einstellung als Freiwilliger verwirkt. Ein Anrecht auf Einberufung zu einem bestimmten Marineteil oder Marinestandort besteht nicht. Wünsche werden, wenn die dienstlichen Verhältnisse dies gestatten, berücksichtigt.

Endgültig wird über die Annahme erst bei der Hauptuntersuchung, die kurz vor der Einstellung stattfindet, entschieden.

Die zur Hauptuntersuchung Einberufenen können einen Gutschein für freie Fahrt beantragen. Er kann nur für die Reise von einem im Deutschen Reich gelegenen Aufenthaltsort zum Gestellungsort gewährt werden. Verauslagte Fahrkosten werden erstattet (kürzester Weg, Personenzug). Am Gestellungsort abgewiesene Bewerber erhalten für die Rückreise zum Ausgangsort Fahrkarte oder Fahrschein.

5. Dienstverpflichtung im Flottendienst

Die Freiwilligen für den Flottendienst werden auf vier Jahre zuzüglich eines Ausbildungszuschlages, der 1 Jahr nicht übersteigt, verpflichtet. Gleichzeitig erklären sie sich für den Fall, daß sie Unteroffizier werden, mit einer Verpflichtung auf insgesamt 12 Jahre zuzüglich Ausbildungszuschlag einverstanden.

Den ordnungsgemäß Ausscheidenden ist bei ihrer Bewerbung um Arbeitsplätze des öffentlichen Dienstes und der freien Wirtschaft bevorzugte Arbeitszuweisung gesetzlich sichergestellt. Langgediente (mindestens 12 Jahre) erhalten den Zivildienstschein.

6. Dienstzweige und Laufbahnen im Flottendienst

Es werden folgende Laufbahnen unterschieden:

Oberbootsmann-,	Oberfeuerwerker-,
Oberstückmeister-,	Oberartillerie- und Obertorpedo-Mechaniker-,
Kompanieoberfeldwebel-,	Obermaterialienverwalter-,
Oberwachtmeister-,	Verwaltungs-,
Oberproviantmeister-,	Schreiber-,
Segelmacher-,	Sanitäts-,
Obersignalmeister-,	Obermusikmeister-,
Fernschreib-,	Obermaschinisten- und
Obersteuermann-,	Oberfunkmeisterlaufbahn.
Oberzimmermeister-,	

Alle Laufbahnen werden gleich hoch bewertet, die Beförderungsverhältnisse in ihnen sind ungefähr gleich.

Besondere Fähigkeiten sind nachzuweisen bei der Bewerbung für folgende Laufbahnen:

a) Oberfunkmeisterlaufbahn. Gutes Hör- und Auffassungsvermögen, gute und schnelle Handschrift und Verständnis für diesen Dienst. Vorkenntnisse in Elektrotechnik erwünscht. Das Personal wird an Bord und an Land verwandt.

b) Obersignalmeisterlaufbahn. Schnelles Erkennungsvermögen, Lebhaftigkeit, gute und flinke Handschrift.

c) Fernschreiblaufbahn (Telegraphisten). Vorbildung als Mechaniker oder in ähnlichen Berufen. Bei Fernschreibmechanikern dreijährige Vorbildung als Feinmechaniker. Fernschreibmechaniker werden nur, Fernschreiber fast ausschließlich im Landdienst verwendet.

d) Obermechanikerlaufbahn. Dreijährige Vorbildung als Maschinenbauer, Maschinenschlosser, Büchsenmacher, Mechaniker, Elektrotechniker, Schlosser usw. Das Personal wird hauptsächlich an Bord verwandt.

In den genannten Laufbahnen werden die Soldaten auf Lehrgängen fachlich weitergebildet.

e) Obermusikmeisterlaufbahn. Das Personal wird an Bord und an Land verwandt. Es werden nur Berufsmusiker eingestellt, ihre fachlichen Leistungen werden vor dem Eintritt geprüft. Besonders Geeignete werden später auf der Staatlichen Akademischen Hochschule für Musik in Berlin drei Jahre lang ausgebildet und besetzen dann die Musikmeister- und Obermusikmeisterstellen.

7. Küstendienst

Für die Küstenverteidigung werden in beschränktem Umfang Freiwillige eingestellt. Sie werden für den Küstendienst (Land) auf 9 Monate, für den Küstendienst (See) auf 12 Monate verpflichtet. Erstere tun als Marineartilleristen Dienst in Küstenwerken; letztere auf Minensuchbooten usw., für die vor allem Seeleute gebraucht werden. Weiterverpflichtung eines Teils bei Eignung und nach Bedarf auf 4 bzw. 12 Jahre. Abiturienten und Studenten werden im Rahmen des Bedarfs eingestellt. Im übrigen gelten die Ziffern 1 bis 4 des Merkblattes.

9. Schiffsjungen

Schiffsjungen werden in die Kriegsmarine nicht eingestellt.

Verlag der „Reichselternwarte": Heinrich Beenken, Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.
Für die Gesamt-Schriftleitung verantwortlich: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.

Zuschriften nur an die Schriftleitung in Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.



Neue Ernte

Aufnahme Jutta Selle